4. L.t. P. 236 e (1-3

Ueber
moderne Literatur.

Erste Sendung:

Einleitung. Menzel.

29 BG

Ueber

moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame

von

Gotthart Oswald Marbach.

Erste Sendung.

Einleitung. Menzel.

Motto: Erlaubt ist, was sich ziemt.
Goethe.

Leipzig,
J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

1836.

463. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An Sie.

Ich fühl, daß eine reiche Welt
Mein Busen eingeschlossen hält;
Wenn sie sich keck nun Dir enthüllt,
So schau sie wie ein fremdes Bild.
Ich dank es Dir, läßt Du sie frei sich regen,
Vor Deinem Blick sich jugendlich bewegen.
Sieht nur Dein Geist in alle den Gestalten
Auch einen Geist lebendig regsam walten:
Magst Du sie als die Deine nicht erfassen,
Liebst Du sie nicht, — wirst Du sie doch nicht
hassen.

Vorwort.

Diese Blätter mögen empfangen und beurtheilt werden als das, wofür sie sich ausgeben: Worte, hineingerufen in einen heißen Streit, welcher die Lebendigkeit geistiger Interessen bekundet. Nicht das undankbare Amt eines Vermittlers will ich spielen. Ich will die Flamme schüren, welche brennt, damit sich das edle Metall von den Schlacken sondre. Ich will, so weit ich kann, die Schwächen aller Parteien aufdecken, damit sie um so nachdrücklicher einander angreifen. Ich verrichte ein heiliges Amt, indem ich die Flamme nähre, welche die Geister reinigt; die glühende Asche aufrege, aus welcher der Phönix einer großen Zukunft sich erheben wird. Es sollen nicht die einzelnen Werke moderner Schriftsteller kritisch besprochen werden, sondern die Tendenzen derselben sollen als unmittelbare Ausdrücke des Weltwillens gewürdigt, als Einseitigkeiten in ihrer Durchführung verworfen wer-

den. Eine umfassende Weltanschauung liegt diesen Briefen zu Grunde, und wird sich durch sie hin ausbreiten. Wem sie genügt, der möge sie auffassen.

In der Hitze des Streites hat man nicht immer edler Waffen sich bedient; die Gegner haben sich mit Schmutz beworfen. Diese Briefe wurden an eine Dame gerichtet, damit der Leser im Voraus Anstand in ihnen erwarte; aber er suche deßwegen in ihnen nicht jene Ziererei, welche die Sittsamkeit darein setzt, niemals von dem Wirklichen, sondern nur Albernheiten zu reden. In nächsten Sendungen denke ich von Heine, Börne und von denen, die sich für junges Deutschland geben, zu sprechen. Ihnen können die geistreichen Frauen: Bettina und Rahel folgen und andere Namen, an welche sich Erwartungen und Ahnungen der Zukunft knüpfen. Doch wird die Fortsetzung von der Theilnahme abhängen, welche das Publikum dieser ersten Mittheilung schenkt.

Inhalt.

Seite

Erster Brief. Präsentation. Veranlassung. Ordnung und Form dieser Briefe ... 1

Zweiter Brief. Literatur. Parteien. Vernunft und Unvernunft. Philosophie ... 12

Dritter Brief. Aufklärung. Geist in Raum und Zeit. Natur. Naturproduct. Handwerkproduct. Kunstproduct. Geschichte ... 24

Vierter Brief. Leben und Tod. Humor. Bedeutung der Literatur. Censur. Namen ꝛc ... 38

Fünfter Brief. Menzel. Lob des Philisterthums. Menzel, das „junge Deutschland" und der Verfasser ... 47

Sechster Brief. Menzels Licht- und Schattenseite ... 58

Siebenter Brief. Menzelscher Geist der Geschichte. Philosophie und Religion. Glaube und Wissen. Moral. Gutes und Böses ... 71

Seite

Achter Brief. Geist und Natur. Geist der Geschichte. Christenthum.................................... 90

Neunter Brief. Goethe. Poesie, klassische, romantische, künstlerische. Menzel gegen Goethe... 106

Zehnter Brief. Faust. Menzel. Schluß............ 120

Erster Brief.

Präsentation. Veranlassung. Ordnung und Form dieser Briefe.

Sie verlangen, liebenswürdige Freundin, meine Meinung über moderne Literatur zu wissen. Ich danke Ihnen für die Artigkeit, die Sie mir durch jenes Verlangen erwiesen, um somehr, da es noch sehr zweifelhaft ist, ob Ihnen sonst irgend Wer dafür dankbar sein wird. Sie sollen meine Meinung erfahren in Gott weiß wie vielen Briefen, von denen dieser der erste ist, und welche alle auf saubres Velinpapier gedruckt, in einzelne Sendungen verpackt, in Ihre zarten Hände kommen werden. Sie wundern Sich, warum ich so vor aller Welt auf eine ganz privatim gethane Frage antworte. Es ist sogar unschicklich, einer Dame, die eine Frage ins Ohr flüstert, mit einer Stimme die Antwort zuzuschreien, welche durch ein Land von elftausend Qua-

dratmeilen wenigstens schallt. Vergeben Sie mir diese Unschicklichkeit, — wer weiß, liest meine Briefe noch jemand außer Ihnen. Es ist nichts, als pure Ritterlichkeit, weßwegen ich so schreie oder vielmehr schreibe und drucken lasse. Was wäre es weiter, wenn ich der Dame, deren Farben ich trage, den Handschuh aufhöbe, den sie zwischen Blumen verloren. — Aber die Schranken zum blutigen Thiergefecht sind geöffnet, schon sind die wilden Bestien blutdürstend, fleischhungernd aus ihren Schranken hervorgestürzt, schon weisen sie sich knurrend die Zähne, und haben sich, fertig zum Katzensprunge, einander gegenüber gelagert, — aller Augen sind auf sie gerichtet — Sie erkennen doch, mein Fräulein die zarte Allegorie: über die Schranken lehnt sich das deutsche Publikum und die knurrenden, zähnefletschenden Katzen stellen **Menzel**, **Gutzkow** und Consorten vor, da lassen Sie den Handschuh fallen,

> Zwischen den Tiger und Leu'n
> Mitten hinein;

wenden Sich zu Ihrem Ritter: Ei so hebt mir den Handschuh auf:

Und aus der Ungeheuer Mitte
Hebt er den Handschuh mit keckem Finger,

nämlich der Ritter, und der Ritter bin ich. Aber ich werde nun nicht so unhöflich wie Fräulein Kunigundens Ritter, und werfe Ihnen den Handschuh ins Gesicht. Nein, Sie sehen, zierlich leg ich ihn, nämlich diese Briefe, vor die Füße meiner Dame, und bitte: „Nehmen Sie, und meine Rache sei nur: lesen Sie."

Die alte Erde, welche alle Jahre wieder jung wird, hatte sich mit Blumen und Perlen geschmückt, und erröthete, indem sie ihr Auge senkte, als wäre sie noch immer erst 17 Jahr alt, d. h. es war Sommeranfang und Abend. Ich hatte die höchste Bergspitze der Leipziger Ebene erklommen, auf der eine alte Kirche steht, die ein immer junger Kirchhof umgiebt. Dort saß ich und schaute der scheidenden Sonne nach. Ich dachte unter den Todten an die Todten, nicht an die, über deren erstarrten Herzen mein lebendiges schlug, sondern an die ringsum auf der weiten Leipziger Ebene, an die Träume, die sie im Leben hatten und für welche sie kämpften und

starben, und die welche sie nun träumen möchten. Ich träumte über Träume; ich erzählte den Blumen, die aus den Gräbern um mich gesproßt, unsterbliche Geschichten vom Kronos, der seine Kinder frißt, auch die, welche er am liebsten hat, — vom Vater Prometheus, der den Menschen die Flammen des Himmels in das Herz gelegt und dafür nun den Adlern des Zeu s als unaufhörliche lebendige Leberpastete vorgesetzt ist, — vom Sisyphus, der den Stein der Weisen zu heben sucht, der ihm immer wieder entrollt, — von der hundertköpfigen Schlange, der stets zehn neue giftige Häupter wachsen, wenn man Eines heruntergeschlagen, — es mußte sehr rührend sein, denn die Blumen neigten horchend ihre Häupter und in ihren Augen standen glänzende Thränen. Da hörte ich deutlich eine Blume in meiner Nähe seufzen, ich fuhr empor, da stand sie wahrhaftig in geringer Entfernung vor mir. Eine ätherisch leuchtende Gestalt, die scheidende Sonne entsandte ihre letzten Strahlen, um noch einmal das lieblichste Antlitz zu berühren. Wie das leuchtete überirdisch, erhoben über die Endlichkeit! Ich weiß

nicht mehr, mein Fräulein, mit welcher Redensart ich mich damals Ihnen vorstellte, ich weiß nur noch, wir sprachen von den Todten, vom alten Deutschland, und als wir herabgingen, weil ein erkältender Nachthauch über die Ebene fuhr, auch vom jungen, und von moderner Literatur überhaupt. Ich habe damals Vieles unter einander gesprochen und Sie wünschten es geordnet, und da Sie bald abreisten, wollten Sie es geschrieben sehn. Ich habe aber vergessen nach Ihrer Adresse zu fragen, und so gebe der Himmel, daß diese Briefe durch Buchhändlergelegenheit Sie finden.

Ordnung, mein Fräulein, werden Sie aber schwerlich finden. Wer über das Moderne schreiben will, darf selbst kein altmodischer Philister sein. Die Ordnung in Büchern ist aber altmodisch und philiströs. Ein Schriftsteller, der heut zu Tag nicht vom Hundertsten aufs Tausendste kommt, kommt zu Nichts. Altmodische Schriftsteller sind darüber in Verzweiflung. Sonst wurde vom Autor jedes Buch regelrecht nach der Elle (welche in der Handwerkssprache Logik heißt) zugeschnitten, wie

vom Schneider eine Uniform: da hatte jeder Knopf seine regelrechte königliche Anstellung. Die modernen Schriftsteller nehmen die Sprache um wie ein leichtes, fliegendes, griechisches Gewand; das umspielt die nackten Glieder und läßt sie überall durchschimmern, bald gar in nackter Schöne oder Unschöne vortreten, je nachdem das Gewächs ist. Solche Gewänder sind mitunter sehr unanständig, und Regel und Maaß haben sie gar nicht, statt dessen wunderlich hin und her wechselnden, spielenden Faltenschlag, von jedem Windhauch bewegt, und eben damit machen sie Anspruch auf Schönheit. Verständige und gesetzte Autoren aus der alten guten Zeit, finden weder Geschmack noch Anstand in dieser Manier. Sie loben sich die alten Uniformen. Ein Mensch in einer Uniform ist ein gemachter Mann, und wenn er noch so mißgestaltet wäre, buckelig, einseitig, ein wenig Watte unter den Rock und Alles ist verdeckt und versteckt, er kann in die anständigste Gesellschaft eingeführt werden. Wie mit Menschen ists auch mit Büchern. Aber was hilfts, die goldne Zeit des wattirten Anstandes ist einmal vorüber. Das

Publikum liebt die Uniformen, nach dem pied royal der Logik zugeschnitten, nicht mehr, und für einen Schriftsteller, der gelesen sein will, ist das Publikum die bonne société, bei welcher er Eingang sucht. So muß er sich nach dem Geschmack derselben richten, will er nicht unbeachtet stehen bleiben.

Mit den griechischen fliegenden Gewändern scheint es mir übrigens die schon angedeutete Bewandtniß zu haben: wenn nur das Gewächs schön ist, so steht auch das Kleid gut, und kommt hier und da ein unbekleidetes Bein oder ein Arm hervor, so läßt sich auch dieser mit Wohlgefallen anschaun, wenn er ein untadelhaftes Werk der Natur ist. Das Natürliche tritt hier überall hervor, auch in den Formen und Falten des Gewandes, und das ist doch auch nicht formlos, sondern vielmehr von einem Meister gefertigt, der genau besehen, mehr noch Geschmack besessen hat und besitzt, als der vornehmste General-Armee-Uniformen-Zuschneider.

Man hat dem Publikum wegen seines modernen Geschmackes von Seiten der Alten Schriftsteller-Garde, die eher stirbt, als sich ergiebt, viel Uebles

nachgesagt. Neulich war ich mit einem alten grauen Professorchen in Gesellschaft, der vor 20 Jahren ein Buch geschrieben hat, dessen lesendes Publikum er selbst war. Er blätterte im Zodiakus und warf ihn unwillig von sich. „Was soll aus der Welt werden," seufzte er mir zu, „es wird kein vernünftiges Buch und Blatt mehr gelesen, bald auch nicht mehr geschrieben, denn die Buchhändler wollen's nicht drucken lassen. Aber was ist daran Schuld, geehrtester Herr Doctor? Es giebt keine geistigen Interessen mehr, kein Interesse für Religion, keins für die Wissenschaften, keins für wahre Kunst. Niemand will lernen, Alles nur sich amüsiren." Ich gab ihm natürlich Recht, denn es ist gegen meine Grundsätze, mit einem Schriftsteller zu disputiren, dessen neuestes Werk vor 20 Jahren die Presse verlassen hat. Aber hat nicht Heine über Religion, Kunst, Wissenschaft jedes seiner Bücher geschrieben, und, wie Einige behaupten, noch dazu ohne etwas Rechtes von seinem Gegenstande zu verstehen, und hat das Publikum ihn nicht willkommen geheißen! Hat nicht eben so

Menzel über deutsche Literatur geschrieben und wird nicht bereits die zweite Auflage des Werkes gekauft. Fast in jeder modernen Production der schönwissenschaftlichen Literatur kommen die scheinbar am weitesten auseinander liegenden geistigen Interessen zur Sprache. Die Geschichte ist in der Novelle, welche die Modeliteratur erfunden, überall die Nebensache, nur der Faden, an dem die Reflexionen wie gebrannte Mandeln und Rosinen an Christbäumen hängen. Ich will mir nicht vorgreifen, sonst führte ich Beispiele an, aber jeder Meßcatalog enthält deren einige Hundert, und jede Leihbibliothek kauft sie. Ich möchte im Gegentheil behaupten, seit Jahrhunderten ist das geistige Interesse nicht so rege gewesen, als gerade jetzt. So sehr sind Leser und Schreiber hin und hergezerrt von den verschiedensten geistigen Interessen, daß sie nach allen zugleich greifen. Die Folge ist, daß sie gewöhnlich zur wahrhaftigen befriedigenden Erfassung auch nicht Eines kommen, denn sie müßten mit Einem Griffe alle zugleich zu fassen im Stande sein. Das wäre, meine ich, das rechte Genie, das solchen Griff zu thun vermöchte.

Es giebt Worte, welche Welten schaffen, wie das Werde des HERRN. Die sie aussprechen, die sind es, in denen der Geist lebendig geworden, der Geist, welcher die Welten schafft. Diese Sprecher sind die leibhaftigen Genies. Menzel sagt, das Wort sei versargter, ertödteter, versteinerter Geist. Diese Sünde am Geist möge ihm der Himmel vergeben.

Und Gott war das Wort.

Was sie am Wort haben, wissen freilich die Wenigsten; nur insofern irren sie nicht, als sie eben so wenig wissen, was am Geiste. Wie der Geist wird das Wort gemißbraucht, und am meisten mißbrauchen beide schlechte Autoren.

Doch ich komme schon noch einmal auf Geist, Wort, Genie und Menzel zurück. Jetzt, mein Fräulein, wollt ich nur erwähnen, daß ich mich in Bezug auf Mangel aller verständig logischen Form dem modernen Geschmacke bequemen werde, d. h. ich werde wenig oder gar keine Logik zeigen. Ich hoffe das Ausgezeichnetste, was in dieser Hinsicht geleistet worden, noch zu übertreffen. Ich werde bei Gelegenheit Menzels z. B. über Va-

terland, Philosophie, Göthe, Napoleon u. s. w. sprechen, kurz überall gar nicht Zusammengehöriges zusammenbringen.

Ich könnte einen feinen Kunstkniff moderner Autoren bei Ueberreichung dieser gedruckten Briefe anwenden, und behaupten: wenn nicht hinlänglich Geist in denselben zu finden sei, so trüge davon einzig mein Censor die Schuld, welcher alles Geistreiche gestrichen. Ich könnte Seiten mit den geistreichsten Bemerkungen auf die leichteste Art, nämlich mit Censur-Gedankenstrichen füllen. Doch ich überlasse diese Ausflucht berühmteren Schriftstellern, und ziehe es vor, wegen jedes schiefen und halben Gedankens Sie, mein Fräulein, im Voraus um Vergebung zu bitten, in Betreff jedes guten Gedankens aber alle meine Leser darauf aufmerksam zu machen, daß sie denselben der Liebenswürdigkeit meiner geistreichen Freundin verdanken, da diese Briefe nur Zeichen der aufrichtigen Verehrung sind, mit der ich, mein Fräulein, Ihnen angehöre, als ꝛc.

Zweiter Brief.

Gegenwart. Literatur. Parteien. Vernunft und Unvernunft. Philosophie.

Wir leben, meine friedliche Freundin, in einer Zeit der Parteiungen, in einer Zeit, wo Männer sich nicht scheuen wie Kinder zu schwatzen, zu schelten, zu schimpfen, und Kinder mit altklugen Redensarten sich für Männer halten und ausgeben. In das Rad der Zeit meint jeder Stümper eingreifen zu können, um es aufzuhalten oder zu beschleunigen. Rechts und links schreit man und schimpft, und während die Einen mit der Knute die ihnen widerstrebenden Meinungen widerlegen und vernichten möchten, wollen die Andern durch Gift und Dolch das Evangelium der Freiheit verbreiten. Dem besonnenen Manne, welcher nicht verdammen will, ehe er gehört hat, dem das eigene Wohl, dem das Wohl des Vaterlandes und der

ganzen Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, — gellen die Ohren wieder von dem wüsten Geschrei. Rechts und links sieht er Wahrheit, rechts und links sieht er Irrthum, überall sinnbethörende Wuth. Wie kann er da entscheiden! Und ist es ein Wunder, wenn ein Kleinmüthiger, der weder selbst Partei schaffen, noch sich mit der Menge sinnlosem Taumel hingeben will, in Niebuhrs bange Ahnungen einstimmt, in jene bange Furcht für das Schicksal Europas, unter welcher jenem großen Kenner vergangener Jahrhunderte das Herz brach?

Die Literatur ist das Feld, auf welchem die Parteien ihre Schlachten schlagen, bis sie endlich müde der vergeblichen Kämpfe, Siege, Niederlagen, das Schwert ergreifen. In roheren Zeiten führte die Mehrzahl leichter das Schwert als die Feder, jetzt ist es umgekehrt. Ich führe Sie, zarte Dame, auf ein blutiges Feld; ich rechne auf starke Nerven bei Ihnen. Glauben Sie nicht, daß die Kämpfe auf dem Felde der Literatur minder grausam sind, als Schlachten, wo Schwerter klirren und Kanonen donnern? Die schwarze Tinte ist oft dem Herzen

näher verwandt, als das rothe Blut. Ein scharfer Schwertstreich schneidet höchstens das Leben des Körpers ab, Federstriche vermögen die Ehre zu morden, das Leben der Seele. Der moralische Todschlag ist grausamer, gräßlicher als der leibliche. Manchem braven Krieger, dem die Wimper nicht zuckte, als er vor den Kanonen des Feindes stand würde das Herz in bleicher Furcht erbeben vor dem kalten Meuchelmord giftiger Federn, mit dem der Kampf in der Literatur geführt wird.

Ich pflichte bis jetzt keiner Partei zu und stehe keiner direct entgegen. Mein ganzes Bestreben ist dahin gerichtet, das Vernünftige einer jeden Partei anzuerkennen und vor Ihnen auszusprechen, und vor Allen, die sonst noch auf mich hören wollen. Es giebt überhaupt keine Partei, welche das schlechthin Unvernünftige wollte; denn nicht da ist Partei, wo Ein Narr schreit und zehn andere mitschreien. Wo wirklich Partei ist, da ist auch Begeistrung, und wo Begeistrung, Geist. Der Geist aber ist die Vernunft. Das Schlechte, Unvernünftige kann Einen und Einige, ja wohl auch Viele in der Gluth

sinnlicher Leidenschaft entzünden, aber diese Flammen schlagen nie in Eine verzehrende Lohe zusammen, sondern, wie sie entstanden, verkohlen sie auch in der Brust der einzelnen Sterblichen. Es giebt keine Partei der Unvernunft. Was die Partei schafft und zusammenhält, was in ihr, als in ihrem Leibe ins Dasein tritt, der sich in die Einzelnen gliedert — das ist das Vernünftige. Geist kommt im Leibe, Vernunft im Unvernünftigen zur Erscheinung, zum Dasein. Was die Partei zu dieser einzelnen macht, die wie ein einzelner Mensch liebt und haßt, das ist das Unvernünftige an ihr. Ohne die innigste Verbindung des Vernünftigen und Unvernünftigen in ihr würde die Partei zu existiren aufgehört haben, wie Leib ohne Geist, Geist ohne Leib. Das rein vollendet Vernünftige ist nicht Besitzthum einer Anzahl von Menschen, einer Partei, welche heut entsteht und morgen vergeht, es ist das heilige Besitzthum des Menschengeschlechtes; welches die Zeit durchlebt und überlebt. Die Parteien jedweder Zeit repräsentiren in ihrer Gesammtheit das ganze vernünftige Bewußtsein des Menschengeschlechtes auf

dieser Stufe seiner Entwicklung. Aber die Auffassung dieses Bewußtseins ist die Einseitigkeit. Jede Partei hat ihre eigenthümliche Bornirtheit, welche aus der Vergangenheit stammt. Die Partei errichtet um sich eine Mauer aus den Trümmern zerfallener Palläste, die den freien Blick in Gegenwart und Zukunft begrenzt, den Horizont des geistigen Auges beengt und abschneidet. Die Arbeit der Parteien ist, im Kampfe gegen einander diese Trümmer, aus denen ihr ursprünglicher Geist geschwunden, die darum das Unvernünftige sind, gegenseitig zu zerstören, sie eine der andern zu entreißen und in das Nichts zu schleudern. So räumt der Geist das Feld, auf dem eine alte Welt gestanden, um eine neue zu begründen.

Es gab ein weises Gesetz in dem alten Sparta: „daß bei einem öffentlichen Aufstande jeder Bürger des Staates Partei ergreifen mußte, sonst war er des Todes schuldig." Dadurch wurde dem Zwiespalte keine Zeit gelassen unter der Asche zu glühen, den krankhaften Zustand des Staates in langsame Verzehrung seiner besten Kräfte zu verwandeln, son-

dern schnell und kräftig mußte die Flamme ausbrechen. Die Unvernunft der Parteien hatte nicht Zeit in ihrer Einseitigkeit sich auszubreiten und als ein giftiges Unkraut zu wuchern, sondern in der sprühenden Gluth des Streites wurde die Schlacke ausgeworfen, welche das reine Metall getrübt und bersten gemacht hatte, und bald erschien der Silberblick neuer, zeitgemäßer, vernünftiger Gestaltung.

Ich kann die Parteiführer, ja nicht einmal den letzten Anhänger einer Partei als solchen, weder hassen, noch verachten. Selbst dann nicht, wenn ein spartanisches Gesetz mich zwingt, selbst Partei zu ergreifen. Sie sind heilige Helden, denn sie vollbringen, wenn auch unbewußt das Werk des vernünftigen Geistes, und opfern sich selbst dafür auf. Sie erscheinen mir wie Märtyrer einer Wahrheit, die sie ahnen, wenn auch nicht in ihrer Klarheit erkannt haben.

Warum, fragen Sie vielleicht, kann das Werk der Vernunft nicht ohne Kampf gefördert und ausgerichtet werden? Viele friedliebende Seelen haben

diese Frage schon aufgeworfen. Ja man glaubt wenigstens in politischer Hinsicht ein Universalmittel gegen den blutigen Streit der Parteien gefunden zu haben. Ich will es hier nicht näher bezeichnen. Es ist eitle Thorheit von solchen krampfstillenden Mitteln wider den Zeitgeist zu träumen, welche Namen man ihnen auch geben mag. Eine uralte Erkenntniß sagt — oder nennen Sie es ein uraltes Räthsel: Daß der Krieg der Vater von Allem ist. Es ist dasselbe Geheimniß, welches darin liegt, daß Millionen Menschen, von denen ein jeder ein anderer lwar, dennoch immer nur durch Eine Vernunft durch Einen Geist geredet habe. Damit dieser Eine Geist lebe, damit sein Werk, das Werk der Vernunft ausgerichtet werde, müssen wir Endlichen kämpfen und sterben. — Sehen Sie dort den Fluß, was ist er ohne seine Wellen, und was sind diese? Sie entstehen und vergehen, eine verschlingt die andere, und allein in diesem steten Kampfe der Wellen hat der Fluß sein Dasein, welches höher als das Dasein der Welle ist. Kann man noch fragen ob es denn nicht möglich, daß der Fluß ohne den Kampf

der Wellen sei? Statt eines lebendigen Stromes hätte man todte Lake.

Das Menschengeschlecht lebt ein höheres Leben, als der Sterbliche, und jenes bekundet sich in dem Kampfe der Parteien. Es gibt keinen elenderen und darum verächtlichern Menschen, als den, welcher an jenem Kampfe gar keine Interesse nimmt. Er lebt nur das Leben der Eintagsfliege, er findet sein thierisches Glück nur darin, daß er sich im Schlamme der entgeisteten Sinnlichkeit wälzt, er hat keinen Theil am Leben der Menschheit. Mit Recht verdammt jenes altspartanische Gesetz solchen Feigling zum Tode. Er ist zu schlecht den Namen eines Menschen zu führen, denn er schändet denselben.

Die großen Männer der Geschichte sind es, welche die Parteien ihrer Zeit zu ergreifen und zu vereinen, d. h. sie gegenseitig an einander zu vernichten verstehen. Der gewöhnliche Mensch gehört der Partei an, indem er auch das Unvernünftige an ihr für Vernünftiges hält. Das Genie hat ein unmittelbares Gefühl für das Vernünftige, wie verhüllt es auch

liege; es ist der Geist, welcher sich selbst wittert. Vernunft von Unvernunft zu sondern ist schwer; vielleicht das Schwerste was es giebt. Denn nicht etwa sind beide mechanisch, äußerlich eines mit dem andern in der Meinung der Parteien verbunden, nicht etwa haftet die Unvernunft der Vernunft nur wie ein Schmarotzergewächs an, so daß ein scharfer Blick und ein scharfes Beil hinreichen sie zu scheiden. Wenn ein Mensch auch alle Merkmale inne hätte, an denen das Vernünftige zu erkennen ist, im Glaubensbekenntniße der Partei vermöchte er dennoch nicht es zu unterscheiden. Ich will Ihnen ein Beispiel sagen: Sehen Sie dieß rothe Pulver. Es ist Zinnober. Ich sage Ihnen, dieser Zinnober besteht aus Quecksilber und Schwefel. Aber wenn Sie es auch Jahrelang angesehen, wenn Sie es auch unter den schärfsten Mikroskopen betrachtet hätten, Sie würden doch immer und immer nur das rothe Pulver, niemals das weiße Quecksilber und den gelben Schwefel erblickt haben. Es gehört eine eigene Kunst dazu, den Zinnober in seine angegebenen Bestandtheile zu zerlegen. Viel inniger als

hier Quecksilber und Schwefel zu Zinnober, ist Vernunft und Unvernunft, Wahrheit und Trug im Glaubensbekenntniße jeder Partei gemischt, und viel schwerer als die Chemie ist die Scheidekunst, welche hier angewandt werden muß. Nur die Zeit, die historische That vermag es, und die schwerste aber auch erhabenste aller Künste: die Philosophie.

Es ist ein unscheinbares Mäntelchen von grauem Zeuch, die Philosophie, aber mit wundersamen geheimen Kräften, die, wie alles Wundersame und Geheime von dem aufgeklärten Pöbel geläugnet und als Aberglaube verschrieen werden. Dieß Faustmäntelchen trägt den, der es umnimmt, wohin er will: hoch empor zur Vogelperspective über die Natur, über Gegenwart und Vergangenheit des Menschengeschlechts, immer höher, höher, bis er im fernen Osten dämmernde Zukunft sieht, rosiges Morgenroth der Sonnen, welche künftige Tage erleuchten werden.

Wenn ich nun heimlich im Besitz des Faustischen Doctormäntelchens wäre, heimlich mit diesen Briefen an Ihre Seele flöge, lieblichste Freundin,

und Arm und Mantel um Ihre zarte Geistertaille legte, und sie aufhöbe, leise und unbemerkt, trauliche Geschichten erzählend von den Wolkengebilden um uns, und plötzlich wären wir über dem Dunst der Erde im reinen Aether, in dem Alles was irdisch ist, zu Staub und Asche verbrennt. Die Wolkenmassen verschweben und verschwinden, wir schauen herab auf die Erde und sehen dem Kampfe der Parteien zu. Fürchten Sie keinen Entsetzen erregenden Anblick. Hier oben erblicken Sie keinen Wahnsinn, der gegen sich selbst wüthet. Durch den dicken Erdennebel nur erscheint das die Welt durchziehende, klare, weiße Sonnenlicht des Geistes blutig roth. Wo wir stehen, da erscheint das ganze Menschengeschlecht Ein Mensch, Geist vom Geiste, der Einen vernünftigen, freien und darum allmächtigen Willen hat. Die einzelnen sterblichen Menschen sind die hüpfenden Wellen des Bluts in dem Einen seligen Gottmenschen, dem Mensch gewordenen Gotte. So ist es offenbar das uralte selige Geheimniß der Geisterwelt: und Gott ward Mensch. Es giebt keinen Schmerz, es giebt keine Sünde; es giebt nur Einen heiligen

Geist und der ist heiliger Leib geworden. Das wilde, tolle, grelle Geschrei der Parteien dringt herauf als ein seliger Hymnus, den der begeisterte Mensch dem Geiste singt, mit dem er Eins ist in unauflöslichem Liebesbande. Sei nicht bang, zarte Mädchenseele, ich fühle Dich beben in meinen Armen, ich hauche einen leisen Kuß auf Dein Auge, daß es im Schlummer sich schließt und setze Dich sanft auf der Erde, in Deinem duftigen Zimmer nieder und verschwinde, und wenn Du erwachst, hast Du nur einen lichten, ahnungsvollen Traum gehabt, der nur sanft wie ein heiliges Lied in unaustönbaren Accorden in Deiner Seele nachklingt. — — Vergeben Sie, verehrtes Fräulein, Ihrem überkühnen Freunde.

Dritter Brief.

Aufklärung. Geist in Raum und Zeit. Natur. Naturproduct. Handwerksproduct. Kunstproduct. Geschichte.

Bei Ihnen, meine geistreiche Freundin, glaube ich nicht der Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich vom Geiste spreche. Es gibt aber gegenwärtig mehr Menschen, die sich vor dem Geiste, als die sich vor Geistern fürchten. Der Geist ist ihnen das große Weltgespenst. Aufgeklärte Leute glauben nicht an Gespenster und darum auch nicht an den Geist. Die überirdische Klarheit, welche auf dem heiligen Berge aus Ihren Augen mir entgegenstrahlte, läßt mich nicht fürchten, daß Sie aufgeklärt sind. Aufklärung ist Aufgehen der Klarheit in jeder Beziehung. Aufgeklärte Leute wissen Alles zu erklären, aber sie selbst sind niemals verklärt. Die Sonne geht ihnen täglich auf und unter, aber nur draußen, niemals in ihrem Innern. Als Sie damals der untergehen=

den Sonne nachblickten, sah ich eine in Ihrem Herzen aufgehende Sonne aus Ihrem Auge strahlen. Diese Sonne bete ich an, die Sonne des Geistes.

Ein großer Astronom, ich glaube Lalande, versicherte, er habe mit dem Fernrohr alle Weltenräume durchsucht und nirgends, in keinem Winkel desselben habe er den Gott gefunden. Gott ist der Geist. Ich glaube, der Geist läßt sich leichter durch Mikroskope als durch Fernrohre entdecken. Durch jenes geht im Endlichen eine Unendlichkeit vor unserm Auge auf, vor diesem fährt das Unendliche zum Endlichen zusammen.

Ich behaupte, das Zeichen des Geistes, gleichsam das Gepräge, welches der Geist Allem aufdrückt, darin er gegenwärtig ist, — ist die Gliederung. Je bewußter der Geist gegenwärtig ist im Geschöpfe, um so vollkommner ist seine Gliederung. Der Mensch ist darum das vollkommenste organische Wesen. Einzig würdigster Gegenstand der Physiologie ist es, die Stufen- und Tonleiter des Geistes in den Wesen zu verfolgen. Denken Sie sich die

Wesen alle in Reih und Glied gestellt nach Maßgabe der Vollkommenheit ihrer Gliederung, so würden Sie ein merkwürdiges Gesetz in dieser Reihenfolge bemerken. Jedes vollkommnere Geschöpf erscheint nur als organische Fortentwicklung der unvollkommneren. Sie erblicken nur Eine Gliederung, die sich in immer größerer Vollendung an den Wesen herausstellt. Durch die ganze Reihe der Geschöpfe geht ein Ringen Mensch zu werden. Im Menschen ist die Natur vom Geiste bezwungen. Der Geist will sich natürliches Dasein geben: er versenkt sich in die Natur. Der rohe Stoff formt sich und gliedert sich zu immer weiterer vollendeterer Darstellung des in ihn eingegangenen Inhaltes, des Geistes. Jede Stufe der Entwicklung bis zur Menschwerdung des Geistes ist ein Gebilde der Natur, ihre Zahl ist unendlich. Alles Beschlossene, Verhüllte, Herausringende in den übrigen Wesen ist heraus ins Licht des Daseins getreten am Menschen. So giebt es eine wahrhaftige Naturgeschichte, eine Geschichte der Menschwerdung Gottes. „Alle Creatur seufzet nach der Offenbarung

Gottes, und der Gott, welcher sich offenbart hat, ist Mensch geworden."

Man hat mit Unrecht ein unorganisches Reich vom organischen abgeschieden. Die Gliederung wird unserem Auge nur unmerklicher, je weiter zurück in der Reihe der Geschöpfe wir blicken, aber sie ist da. Auch der Stein hat Gliederung, und wir erblicken sie in dem krystallinischen Gefüge. Wie Blumen und Thiere nach der Stelle, die sie in der Reihe der Geschöpfe einnehmen, bestimmte individuelle Form haben, so auch die Mineralien. Ist die Gliederung das Zeichen des gegenwärtigen Geistes, so giebt es nicht einen Stein, nicht ein Stückchen Erde, nicht ein Sonnenstäubchen, darin nicht der Geist gegenwärtig. Mit Recht beherrscht daher der Mensch die Natur, denn sie ist ihm nicht ein Fremdes, auch nicht im schlechtesten ihrer Gebilde, er sagt: Siehe, ich Geist bin auch da! Er besitzt und beherrscht und erkennet in der Natur sich selbst.

Die Allgegenwärtigkeit des Geistes geht noch in anderer Weise vor unseren Blicken auf. Die Gliederung setzt sich in jedem Naturgebilde ins Unend-

iche fort. Sie ist ihm nicht nur äußerlich, sie durchdringt sein Inneres durch und durch. Nehmen Sie einen Krystall und zerschlagen Sie ihn in kleine und immer kleinere Stücken, bis Sie dieselben nur noch durch das schärfste Mikroskop zu erkennen im Stande sind, Sie werden die krystallinische Gestalt auch noch im kleinsten Stückchen wiederfinden. Oder betrachten Sie dieß Blatt durch immer schärfere Gläser, Sie sehen auch hier wie die Gliederung sich ins Unendliche fortsetzt. Je genauer Sie das Naturproduct betrachten, desto feiner, genauer erscheint es bis auf die verschwindend feinen Fasern gegliedert. Und hierdurch unterscheidet sich das Naturproduct eben vom Handwerkproducte. Das feinste Gewebe zerfährt in grobe unregelmäßige Stränge, sobald Sie es durch das Mikroskop betrachten.

Der Mensch kann aber auch in seinen Gebilden seine geistige Wesenheit ausdrücken, und er thut es im wahren Kunstproducte. Hier wird dem Gedanken, dem Geiste ein ihn ausprägender Leib gegeben. Jedes wahre Kunstwerk hat mit dem Naturwerke dieß gemein, daß die Gliederung, die Ausprägung

des Geistes in ihm bis ins Unendliche fortgeht. Da ist nichts zufällig, gleichgültig, bedeutungslos. Auch hier ringt der Geist mit dem Stoffe. Die niedrigste Kunst ist die den Stoff am wenigsten zu bewältigen vermag; die höchste, welche nicht in einen spröden, widerstrebenden Stoff den Geist hineinarbeitet, oder vielmehr in ihm geboren werden läßt: die Poesie. Die Sprache ist ein reinmenschlicher Stoff, darum ist in ihr allein möglich, daß der Geist die Natur völlig überwinde. Die Poesie ist die allein wahrhaft freie unter den Künsten. In der Poesie feiert der Mensch seinen Triumph als Herr der Welt, der siegende Geist, der die Natur bezwungen. Daher jene Vollkommenheit des wahren Gedichtes; da ist auch nicht Ein Wort, welches nicht verleiblichter Geist wäre. Mit unersättlicher Lust weidet sich der Geist an ihm selber bei Betrachtung eines wahren Kunstwerkes, denn es ist keine Grenze, kein Ende seines Vertieftseins in den bezwungenen Stoff.

In dieser ins Unendliche fortgehenden Durchbildung des bildsamen Stoffes durch den Geist ist be-

gründet, was man will, wenn von der Kunst Naturnachahmung gefordert wird. Nicht äußerliche Nachformung wird gefordert, dann wäre ein Gypsabguß das größte Meisterwerk der bildenden Kunst, und im Ach und Oh läge die tiefste Lyrik. Wie der Gott in der Natur, so soll der Mensch in der Kunst sich offenbaren, mit dieser Allmacht und Allgegenwärtigkeit, welche den Geist bekundet, wo er ist.

Von dem Standpunkte, auf welchen ich Sie geführt habe, mein Fräulein, erscheint die Welt, der Raum, als die Geburtstätte des Geistes. Sie können an der Wahrhaftigkeit dieser Anschauung nicht zweifeln, denn wohin Sie blicken, sehen Sie das Ringen des Geistes nach Dasein. Die Welt ist nicht eine fertige Maschine, von eines klugen Meisters Hand und Verstand gebildet und zusammengesetzt, die nur eine Zeit lang ihren Gang ungehindert vollführt, bis die Räder sich ausgeschliffen haben, und dann allmählich das ganze Meisterwerk in Staub zusammensinkt. Es ist urkräftige Lebendigkeit in der Welt. Nichts ist fertig, vollen=

det, todt; Alles was da ist, ist ein Werdendes, sich Gestaltendes, und darum lebendig sich Regendes. Selbst was wir Tod nennen ist nur anfängliches Leben. Vergehen, Verderben, Sterben sind nur Worte, welche die erste Jugend eines Neugeborenen bezeichnen. Das zu Grunde Gehende geht in ein neues Werdendes zu Grunde. Weil wir Menschen mit rückwärts gewendetem Auge in die Zukunft schreiten, sehen wir den Strom des Lebens unter unsern Füßen verschwinden. Haben wir den Muth uns umzuwenden, so sehen wir ihn in ewiger Jugendlichkeit unter uns hervorquellen.

Alles, was durch den ihm inwohnenden Geist belebt, Gestalt und Dasein gewinnt, hat eine eigenthümliche Art des Werdens, und auf diese nur will ich meine denkende Freundin noch aufmerksam machen. In dieser Art des Werdens erkennen wir, daß der Geist das völlig Innerliche ist, nicht von Außen an den Stoff herantritt und ihn formirt wie ein Töpfer den Ton. Sehen Sie das unscheinbare Saamenkorn einer Pflanze. Stamm, Blätter, Blüthen, Früchte mit neuen Saamenkernen, eine

unermeßliche Zukunft künftiger Pflanzen ist in diesem unscheinbaren Dinge verschlossen. Aus ihm heraus wird in der Zeit getrieben alles dieß Verschlossene. Nicht von Außen kommt der Stamm an das Korn, und Blatt und Blüthe an den Stamm und seine Zweige. Von Innen heraus ringt es ans Licht des Daseins. Wir nennen dieß Entwicklung. Alles Leben ist Entwicklung. Wo der Geist inwohnt, da ist Leben und Entwicklung.

Aber der Sturm weht und beugt und knickt das junge Gewächs. Entziehen Sie es dem Licht und es erscheint keine purpurne Blüthe, der innere Trieb bringt nur ein fahles farbloses Ding zu Stande. Da scheint mit einem Male die ganze heitere Naturanschauung von einer Offenbarung des Geistes verloren zu gehen. Wo Geist ist, da muß auch Freiheit sein, wie unfrei ist der Geist, wenn er solchen Äußerlichkeiten erliegt!

Vor unserem kurzsichtigen Auge verschwindet die Unendlichkeit, dieß ist der Grund dieses und alles Zweifels. Schauen Sie mit unsterblichem Auge die Welt wie ein Gott; blicken Sie nicht das Ein=

zelne, sondern das Ganze der Welt an, und Sie werden über diese Zweifel auf den Flügeln der Unsterblichkeit sich erheben. In der Welt giebt es keinen Zufall, welcher der Freiheit des Geistes Fesseln anlegt. Der Sturm, welcher die Pflanze knickt, ist das Wehen des Geistes; der Sonnenschein, welcher sie ins Dasein treibt, der Aufblick seines Auges. Die ganze Welt ist Eine gottbelebte Pflanze, welche durch allen Raum ihre Zweige, Blätter, Blüthen, Früchte ausbreitet, wo ist ein Sturm, der von Außen weht und diese Pflanze bricht, wo ist das Licht, das ihr entzogen werden kann.

Ich sagte oben, im Menschen habe der Geist die Natur überwunden, d. h. im Menschen sei das Natürliche der vollkommenste Ausdruck des Geistes. Die Bestätigung ist, daß allein der Mensch Geschichte hat, seine eigene und die Geschichte der Welt. Er belauscht die Entwicklung der Pflanze und erzählt ihre Geschichte, von der sie selbst nichts weiß. Die eigene Geschichte des Menschen aber hat das Unterscheidende von den Geschichten der übrigen Geschöpfe, daß sie so unendlich wie die Zeit ist.

Die Blume blüht Jahrtausende lang einen Frühling wie den andern, aber der Mensch treibt immer neue herrlichere, wunderbarere, duftigere Blüthen. Die Geschichte des Menschen ist die Offenbarung des Geistes von sich selbst, nicht im Raume (welche die Natur), sondern in der Zeit. Der Geist des Menschengeschlechts ist die wunderbare Geisterpflanze, welche durch alle Zeit sich ausbreitet, und die Geschichte ist die Erzählung ihres Wachsthums. Wie es in allem Raum keinen Zufall giebt, der den räumlich daseienden Geist in seiner Freiheit beschränken könnte, so auch giebt es in aller Zeit keinen Zufall. In der Geschichte ist die volle Freiheit, wie in der Natur, die Freiheit des lebendigen Geistes. Alle Zeit ist Auferstehungmorgen der Gottheit.

Der Geist ist lebendig; er ist niemals fertig, wie ein todtes Gebäude. Die Alten haben eine schöne sinnige Fabel, in welcher das Wesen des Geistes ausgesprochen ist; ich meine die Sage vom Phönix.

Im fernen Osten spannt der junge Phönix seine Fit-

tige aus, ein rosiger Schimmer geht von ihnen aus, ihn zuerst erblickt die morgenrothharrende Menschheit. Höher und höher steigt er am Horizont empor, bis er strahlend im Zenith stehet und nun allmählig tiefer die Fittige gegen den Abend senkt. Da aber erbaut er sich selbst den Scheiterhaufen, eine blutrothe helle Glut flammt gen Himmel, Finsterniß breitet mehr und mehr dennoch sich aus, und in ihr verlischt auch endlich das Feuermeer, in welches der sterbende Phönix sich gestürzt hat. Aus der Asche aber erhebt sich ein neuer jugendlicher Phönix und erscheint, die bange Nacht vor sich her verscheuchend, im Osten.

Es giebt, mein Fräulein, kluge Leute, welche in der That entdeckt haben, daß dieser Phönix mit den flammenden Fittigen die Sonne sei, darum, sagen sie, spreche ich die Unwahrheit, wenn ich behaupte, daß er der Geist in seinen immer neu sich erzeugenden nnd wieder untergehenden Gestaltungen sei. Die Welt ist ein unendliches (und doch nirgend langweiliges) Gedicht, welches der größte Dichter singt. Seine Sprache aber verstehen nur

Wenige. Wer die Musik der Sphären hört, der hat ein Ohr für die Sprache dieses ewigen Sängers und merken Sie, in dieser Sprache klinget die Sonne das Wort Geist. Irdische Poeten nannten den Geist aber Phönix.

Ich habe, meine verehrte Freundin, vor Ihren Augen in weiten Umrissen eine Weltanschauung nach ihren beiden Richtungen in Raum und Zeit ausgebreitet, von der ich glaube, daß sie der Mittelpunkt ist, auf den die mancherlei Kreuz- und Irrwege, welche die moderne Literatur eingeschlagen, hinführen, ohne daß die darauf Wandelnden, wenigstens zum Theil, selbst es ahnen. Indem ich Sie einlade, Sonnen- und Schattenpartien des Literaturwaldes mit mir zu durchwandern, müssen wir diesen Ausgangpunkt fest im Andenken behalten, damit, wo wir auch aus einem der labyrinthischen Schattengänge auf ihn heraustreten, wir ihn alsbald wieder kennen und uns zu orientiren vermögen. Durch jedes Zurückkommen auf diesen Mittelplatz werden wir Gelegenheit haben, ihn genauer nach seinen Einzelheiten kennen zu lernen. Nebel-

hafte Fernen, die sich jetzt noch Ihrem Blicke entziehen, werden dann klar werden, und die entgegengesetzten Seiten zum harmonischen Ganzen sich zusammenschließen. Ich bitte um Geduld und Nachsicht für Ihren ergebensten Diener.

Vierter Brief.

Leben und Tod. Humor. Bedeutung der Literatur. Censur. Namen auf den Titeln der einzelnen Sendungen dieser Briefe.

Ich werde, meine theure Freundin, nur noch wenige allgemeine Bemerkungen denen hinzufügen, welche ich in meinen vorigen Briefen mitgetheilt, um dann in Ihrer reizenden Gesellschaft Grund und Boden der modernen Literatur zu betreten. Beiläufig kann ich nicht umhin, Sie um Entschuldigung zu bitten, wenn gegen meinen anfänglichen Vorsatz diese Briefe einen ernsten Charakter angenommen haben. Ich habe in meinem letzten Briefe einen heiligen Boden betreten, den ewigen Tempel des ewigen Geistes, die heiligen Schauer der Gegenwart dieses Geistes haben mich ergriffen und den Scherz von meiner Lippe verdrängt. Ich erkenne meinen Fehler, ich bin in dieser Scheu vor dem Erhabenen selbst wenig modern. Die modernen Schriftsteller spielen mit Gedanken, mit Gott, Geist, Unsterblichkeit,

wie weiland die französischen Menschenrechtserklärer mit Menschenköpfen. Ich kann das Richtschwert des Gedankens nicht ergreifen und seine Schärfe prüfen, ohne an die tausend guten und schlechten Köpfe zu denken, die es schon abgeschlagen. Ich weiß dazu, einst trifft es auch mein Haupt, und obschon ich mir vorgenommen à la Danton zu sterben, ist doch ein gewisser Ernst bei Erinnerung an den Tod wohlanständig. Ich weiß sehr wohl und habe eben dieß schon gegen Sie ausgesprochen, daß wir nur sterben, um zu leben. Im Leben durch den Tod streifen wir aber, wie der sich entpuppende Schmetterling, Alles ab, was unser zeitliches bornirtes Leben von dem Ewigen abscheidet, alle Modekleider und alle Modethorheit, ja überhaupt alle Kleidung und Thorheit. Nun bin ich ferner weit davon entfernt, dieß für einen wahren Verlust zu halten. Was mich aber ernst stimmt, ist eben das Bewußtsein, noch so mitten drin im Modefrack und der Thorheit zu sitzen, daß ich gar nicht völlig heraus kann, und noch weniger in anständiger Gesellschaft ohne sie erscheinen darf.

Der Humor, jenes plötzlich groß und gewaltig gewordene und dennoch immer mit Puppen spielende Kind der neueren Zeit, hat in nichts Anderem, als in dem Umstande seinen Grund, daß in dem Modefrack, in dem wir in bester Menschengesellschaft eingezwängt erscheinen, in der Zwangjacke, die uns im Tollhause Welt (im weltlichen Sinne) angelegt wird, von Krankenwärtern, welche die tollsten im Tollhause sind, ein unsterblicher, allmächtiger Geist wirklich und wahrhaftig steckt, und sich selbst als solchen fühlt. Der Humor gerirt sich bald komisch, wie ein Riese im Gallaröckchen eines Zwerges, bald tönt er wie ein tiefschneidender Klagelaut des eingeschnürten und gemarterten Geistes, seufzt wie ein Allraun eingespundet in ein enges Astloch. Oft mitten unter vielen reizenden Periodchen,' die im flitternden Ballkostüm uns umhüpfen, begegnet uns ein altfränkischer runzlicher Satz, wie ein altes Zigeunerweib vergelbt und garstig; wer aber den Muth hat, das alte Zigeunerweib recht innig ans Herz zu nehmen, umarmt und küßt unverhofft die allerschönste Gedankenprinzessin. Viele wunderreizende Redensarten da-

gegen sind Fouqué'sche Undinen, die nur eine Seele finden, wenn sich ein lesender Ritter in sie verliebt. Solche Undinchen haben schon Vielen den Geist weggeküßt; und sind doch nichts als pures Wasser. Der ältere Humor Jean Pauls unterscheidet sich von dem modernen à la Heine dadurch, daß jener ganze Zigeunerbanden um ein loderndes Feuer auf phantastischer Haide zusammenbringt, dieser Orgien mit lachenden, hüpfenden Undinen und andern Nymphen im Salon feiert, der mit tausend bunten Lichtern erleuchtet und mit Pariser Modewaaren geputzt ist. Die Undinen lachen so liebreizend, daß jede dem verliebten Leser ein Endchen Seele entwendet. Doch hat man auch Heine in schlechtester Zigeunergesellschaft gesehen.

In ihrer Literatur besitzt jede Zeit eben sowohl Frucht der Vergangenheit als Keim der Zukunft, wie denn überall Frucht und Keim Eins sind und zwar im Edelsten und Besten, was jedwedes Gewächs zu erzeugen vermag. Hier ist von dem Geistgewächs Mensch die Rede, von dem Weinstocke, der seine Ranken durch alle Zeit schlinget. Die einzel-

nen Trauben kommen mir vor wie Bibliotheken, und Beeren wie Bücher. Es giebt viele süße, saftige Früchte mit fruchtbaren Kernen, aber auch unreife Beeren, die immer im Schatten hingen und immer herb und ungenießbar bleiben. Jedermann weiß, daß diese unreifen die schlechten Autoren sind. Indem ich von der Literatur der Gegenwart spreche, rede ich von der ganzen Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts.

Man hat sich gestritten, ob die französischen sansculotten Schriftsteller die Revolution, oder ob diese jene gemacht hätte. Homerische Helden und heutige Gassenjungen schimpfen und prügeln sich (jene am gröbsten); man könnte die geistreiche Frage aufwerfen, ob sie schimpfen weil prügeln, oder prügeln weil schimpfen.

Ein Schriftsteller kann sich nur dadurch geltend machen, wird nur dann gelesen und gelobt, wenn er, ob auch in einseitiger und bornirter Weise, den — vielleicht ihn selbst und Andern noch unbewußten — vernünftigen Willen seiner Zeit ausdrückt. Daher scheint es mir gänzlich zwecklos zu sein, Bücher

wegen der geistigen Richtungen, die sie eingeschlagen, zu verbieten, ja (wie neuerer Zeit geschehen) im Voraus Alles dasjenige, was ein prostituirter Schriftsteller noch künftighin zu Tage fördern wird. Dasjenige was in und bei einem Autor und seinen Werken dem Zeitgeiste conform ist, kann nicht unterdrückt werden in dem Einzelnen, weil dieser selbst nur Ein schwacher Kriegsknecht eines Feldherrn ist, der Millionen Streiter hat und noch niemals im Kampfe erlegen ist, und überdieß liegt es im höchster Interesse der Machthaber den Willen des Zeitgeistes zu erkennen und zu realisiren. Was aber dem lebendigen Geiste der Zeit zuwider, ist schon an und für sich nichtig, es verbietet sich selbst. Nichts ist unpolitischer als das Zwecklose zu thun. Aber man betrachtet auch mit Unrecht derartige Bücherverbote als einen politischen Act. Die Censurbehörde ist eine Gesellschaft der gebildetsten Männer der Nation, welche ihre Antipathie ausspricht, nur um das Unzeitgemäße zu desavouiren.

Daher glauben Sie nicht, meine verehrte Freundin, daß ich durch die vorhergehende Bemerkung jenen

durchaus unsittlichen Werken und Schriftstellern, die ein Censur-Interdict getroffen, das Wort reden wolle. Ich stimme mit der Antipathie der Censurbehörde aufs Vollständigste überein, indem ich der festen Ueberzeugung bin, daß Schmähungen gegen das Christenthum z. B. nie unzeitgemäßer gewesen als gegenwärtig, wo vielmehr die tiefe Bedeutung dieser Religion der Wahrheit erst recht im Bewußtsein aufblüht. Ich glaube jedoch, daß Bücher der Welt niemals verderblich zu werden vermögen. Dasjenige was jene Bücher bedeutend macht, ist etwas ganz Anderes als diese verwerflichen und in sich nichtigen Aeußerlichkeiten: der allmächtige Weltwille, der ungesehen wie die Alles erfüllende und durchdringende Luft sie durchzieht.

Ich werde, verehrte Freundin, jeder Sendung meiner Briefe den Namen eines modernen Schriftstellers vorsetzen, wie gleich dieser den Namen Menzel. Diese Namen bezeichnen keinesweges die Heroen der Literatur. Die Schöpfer der Poesie und Wissenschaft stellen ihre Welten hin, unbekümmert darum, ob die Einzelnen sie begreifen und anerken-

nen. Ihnen aber folgt ein großer Haufen eifriger Cicerones, welche die Werke der Meister beschreiben und erklären. Sie haben das große Verdienst, die Menschen zum Bewußtsein über den Fortschritt zu bringen, den sie in ihren größten Genien gemacht hat. Da sie darauf ausgehen, diesen Fortschritt nach jeder Richtung zu detailliren, so werde ich Gelegenheit haben, indem ich von ihnen rede, zugleich von Allem zu sprechen, was sie in Wissenschaft und Kunst, Politik und Religion der Gegenwart begriffen oder nicht begriffen haben, und somit auf dem ganzen, weiten Gebiete der Literatur mich bewegen. Es giebt schlechte und gute Cicerones, aber auch jene sind nicht ohne Nutzen. Im Louisium zu Dessau zeigte mir einer der ausgezeichnetsten der ersten Gattung Psyche und Amor von Angelika Kaufmann: „Es waren, sagte er, einst zwei Reisende hier, welche behaupteten, der Busen der Psyche bewege sich, aber ich habe das Bild seitdem schon fünf Jahre täglich beobachtet und nie diese Bewegung bemerkt.“ Diese geistreiche Bemerkung trug nicht wenig dazu bei, die Schönheit jenes Kunst-

werkes mir ins Bewußtsein zu bringen. So auch glaube ich, hat Niemand die Anerkennung Goethes mehr gefördert als Wolfgang Menzel. Ich werde den Schöpfern der neuen Welt die lebendigste Anerkennung zu verschaffen suchen, indem ich die Lehren ihrer Apostel und ihrer Controversprediger vornehme und auf ihre Quellen zurückführe. Der Weihrauch, den jene streuen und die Schleier, die diese über die heiligen Tempelbilder ziehen, sind dem freien Anschauen gleich hinderlich und müssen vernichtet werden. Man spricht viel von einer kommenden neuen Welt; sie ist wahrhaftig da! Es sind nur Erdennebel, welche die Sonne, die über den Horizont sich gehoben, noch umschatten; — die Frucht ist gereift und der Kern liegt vor uns, aus dem die Blume der Zukunft sprießt. So bin ich selbst nur ein Cicerone, vielleicht auch nur ein schlechter, aber jedenfalls ein glücklicher, weil, mein Fräulein, der Ihre.

Fünfter Brief.

Menzel. Lob des Philisterthums. Menzel, das „junge Deutschland" und der Verfasser.

Ich habe dieser ersten Sendung meiner höchst platonischen Liebesbriefe an Sie, meine theure Freundin, den Namen **Wolfgang Menzel** vorgeschrieben. Mit diesem Namen ist eine Epoche unserer Literaturgeschichte bezeichnet. Wenn die Gegenwart selbst zur Vergangenheit geworden, wird man in dem, was ich jetzt mit Recht eine Epoche nenne, vielleicht nur eine Nuancirung der Farbe unterscheiden, die unser ganzes Jahrhundert trägt, vielleicht nur einen verschwindenden Schattenstrich. Man hüte sich ein Genie zum Repräsentanten von Völkern und Staaten zu wählen. Das Genie ist stets aristokratisch, despotisch, freigeistig, hat keine Grundsätze. Es ist der Schöpfer der Zukunft, in-

dem es die Gegenwart mit Füßen tritt. Ein Repräsentant seiner Zeit ist nur der Philister.

Glauben Sie nicht, mein Fräulein, daß ich mit diesem Worte einen verächtlichen Begriff verbinde. Der Himmel bewahre mich. Die Philister sind mir die liebenswürdigsten, achtungswerthesten Menschen; Menschen, bei denen es Treu und Glaube giebt, von denen man sicher weiß, wie man mit ihnen dran ist; sie tragen wie die baare, gute, klingende Münze ihrer Zeit, wenn auch nicht jeder einen besondern Kopf, doch aber den Einen Kopf als Zeichen des Geistes, welcher der herrschende ist. Ich würde nur einem Philister mein Vermögen anvertrauen und meine Tochter antrauen, wenn ich beide unterzubringen hätte; ich würde nur Philistern Staat- und Kirchenämter übergeben, wenn ich solche zu besetzen hätte. Ohne Philister gäbe es kein ruhiges, behagliches, genießliches Leben, gäbe es gar keine Gegenwart. Die Zeit, welche keine Philister besitzt, hat die gallopirende Schwindsucht. So ging es der französischen Republik. Lesen Sie, meine Freundin, die Werke des tief-

sinnigen Leo, und Sie werden inne werden, welch ein köstliches Ding das Philisterthum ist; und Leo spricht unparteiisch, denn er selbst ist nichts weniger als ein Philister. Unter 100,000 Menschen müssen wenigstens 99,000 Philister werden, und von den übrigen werden sicher 999 Taugenichtse und zuweilen Einer ein Genie. Es ist eine unglückliche Zeit, in der es anders ist, z. B. eben gegenwärtig, wo es mehr untaugliche Subjecte giebt, als gut ist. Vor der Menge an Genies hat uns der Himmel noch bewahrt, obgleich es wenige Lumpe gibt, welche sich nicht einbildeten Genies zu sein. Ein Philister ist nichts weniger als geistlos; im Gegentheil, nur durch die Macht des Geistes in ihm wird er zu dem, was er ist. Ein kräftiger, gewaltiger Zeitgeist ergreift die Mehrzahl der Individuen, und macht sie zu seinen Dienern, sie müssen seine Livree tragen, seine Aufträge ausrichten, seine Thaten thun und seine Worte verkünden. Ein guter Diener redet und handelt nicht wie er, sondern wie sein Herr will. Es ist wahr, jeder Philister ist bornirt, aber diese Bornirtheit

ist durchaus geistvoll, in ihr spricht sich der individuelle Character des Zeitgeistes aus. Nur Taugenichtse, Studenten und Genies verachten die Philister. Die Taugenichtse, weil ihnen die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit zuwider ist; die Studenten, weil sie selbst Philister einer Folgezeit zu werden bestimmt sind. Sie gehören der Zukunft an, welche die Gegenwart besiegen wird. Das Bewußtsein dieses Sieges macht sie übermüthig. Fleißige Studenten geben sich aber alle Mühe durch das Examen ins Philisterium zu fahren. Das Genie endlich will einen neuen Geist der Zeit zum herrschenden machen, so muß es den alten besiegen, der in seinen Philistern seine Legionen besitzt. Damit das Genie, der Feldherr des neuen Zeitgeistes, siege, muß es die reifende Jugend in die neue Uniform kleiden; durch die neuen Philister werden die alten verdrängt.

Sie sehen, meine Freundin, daß ich Wolfgang Menzel keine größere Ehre anthun kann, als indem ich ihn einen Philister nenne, und ihn eben deßwegen als Repräsentanten derjenigen Zeit

betrachte, über welcher eine neue Gegenwart sich erheben wird. Er ist ein achtungswerther, ferti- ger Mann, mit einem ausgebildeten Charakter und eisernen Grundsätzen. So steht er im Kampfe de- nen gegenüber, welche sich zunächst als Diener ei- ner neuen Zeit zeigen. Vergleichen Sie ihn mit der Mehrzahl seiner neuesten Gegner, so muß er nothwendig gewinnen. Wie zerlumpt sehen diese gegen den alten gerüsteten Krieger aus. Kennen Sie die alte Geschichte von der Gründung Roms? Romulus und Remus errichteten eine Freistätte und aus allen Gegenden kam Lumpengesindel zu ihnen. Jene waren mit wenigen Genossen die einzigen honorigen Leute im neuen Staate. Wei- ber fehlten. Da stellte das junge Rom ein Fest an, und schaulustige Frauen blieben nicht aus. Es geschah der Raub der Sabinerinnen. Die Sa- biner waren ein tapfres Volk in Harnischen, die Römer nacktes Gesindel. Es kam zum Kampfe, die Sabiner siegten, nahmen die Stadt, blieben dort, wurden selbst Römer und was dem jungen Rom fehlte, hatte es nun: Patricier und Ritter

der stattlichsten Art. Dieß Rom eroberte die Welt. Die alte Geschichte wird neu. In Goethe und Hegel haben wir unsern Romulus und Remus, das Lumpengesindel des jungen Roms ist auch da, der Raub der Sabinerinnen ist geschehen und geschieht just; ich sehe schon die Sabiner den tarpejischen Felsen ersteigen, und voran den tapferen Titus Tatius Menzel, der schrecklich dreinhaut. Am Ende bin ich selbst die Tarpeja, die den Sabinern das Thor öffnet, daß sie einbrechen und Rom Ritter und Patricier erhalte. Lieber aber bin ich der Augur, der aus den Eingeweiden seiner Opfer Roms Schicksal prophezeit.

Doch ich fühle, dieses Gleichniß kann leicht mißverstanden werden. Herr Menzel könnte es benutzen, um mir ein ehrenvolles Plätzchen in der Rubrik seines Literaturblattes anzuweisen, welche er mit der Ueberschrift „Unmoralische Literatur" decorirt hat. Sie werden, meine wißbegierige Freundin, von dem Skandal gehört oder gelesen haben, der sich auf dem Boden der Literatur erhoben hat und auf welchen ich in diesen Briefen mehremal

leichtfertig angespielt. Die Angelegenheit ist aber nicht nur leichthin zu nehmen, sondern mit dem tiefsten Ernste zu behandeln. Meine eigene Ehre ist mir zu lieb, als daß ich auch nur für einen Augenblick vor Ihnen und vor dem Publikum in eine Gemeinschaft mich gebracht sehen möchte, welcher das Brandmal der Nichtswürdigkeit aufgedrückt worden. Ich denke später auf ausführlichere Weise über eine Partei Ihnen Mittheilungen zu machen, welche sich selbst mit dem stolzen Namen des „jungen Deutschlands" geziert hat. Hier will ich nur über die vorliegende Streitsache selbst mich erklären.

Gutzkow hat sich zum Vorfechter des „jungen Deutschlands" erklärt, ohne von seinen Mitgenossen selbst jemals als solcher anerkannt worden zu sein. Derselbe hat früher mit Menzel gemeinschaftlich am Literaturblatte zum Morgenblatte gearbeitet, und ist von Menzel wegen einiger Schriften mehr als einmal mit Lorbeerkränzen in diesem Blatte geschmückt worden. Er hat sich nachher von Menzel getrennt, hat im Gegensatze gegen diesen Goethe und He-

gel anerkannt, indem er sich für einen Verehrer jenes, für einen Schüler dieses gab. In neueren Schriften hat er nun das Christenthum und dessen Stifter, den Namen Gottes selbst, auf die frechste Weise gelästert, die Heiligkeit der Ehe profanirt und Unzucht und Unsittlichkeit dargestellt und gepredigt. Menzel hat ihn dafür öffentlich an den Pranger gestellt, vom Standpunkte der Moral aus ihn gebrandtmarkt, aber auf eine keineswegs würdige Weise, sondern indem er ihn mit Schimpfreden überhäufte und seine Persönlichkeit in das verächtlichste Licht stellte. Dabei hat Menzel die Unverschämtheit und Dummheit begangen, jene Sünden Gutzkows (denn dieß sind sie nach der tiefsten Bedeutung des Worts) als Consequenzen der Maximen Goethes und der Lehren Hegels auszusprechen. Die Widerlegung werden Sie in diesen Briefen finden. Jetzt jedoch wird folgende Erklärung nicht überflüßig sein: Ich verachte und verdamme die Gutzkowschen Ansichten mehr als Menzel, weil ich sie nicht sowohl von dem moralischen Standpunkte aus nichtswürdig finde, sondern

vom religiösen und philosophischen. Wir vermögen in keines Menschen Brust zu lesen, und es ist leicht möglich, daß Karl Gutzkow in moralischer Hinsicht so rein vor Gott steht, als irgend einer seiner Critiker. Ich halte es für eben so thöricht als unchristlich ein moralisches Verdammungsurtheil zu sprechen. Der reinste Eifer für eine schlechte Sache, die aus Verblendung für die rechte gehalten wird, kann eben sowohl zu jenen unreinen Reden verführt haben, wie moralische Verworfenheit. Dieß aber weiß ich, daß Karl Gutzkow weder die Gegenwart noch die Philosophie derselben, noch Goethe verstanden hat, wenn er ihnen sich durch seine Schriften zuzueignen denkt. Ich werde vor aller Welt Augen den Beweis hiervon führen. Uebrigens halte ich aus demselben Grunde die berüchtigten Gutzkowschen Aussprüche für völlig bedeutungslos und kaum dem geistig Unmündigen für gefährlich. Dieselbe einseitige Auffassung des Zeitgeistes, welche Gutzkow eigenthümlich, liegt übrigens auch noch einer ganzen Reihe zum Theil hochgefeierten Schriften anderer Autoren zu Grunde,

und ich werde in diesen Briefen auch auf diese zu sprechen kommen. Gutzkow hat sich nur durch den unklugen Muth ausgezeichnet, dasjenige laut auszusprechen, was Andere anständiger zu umhüllen gesucht haben. Insofern sich diese Schriftsteller an Goethe und Hegel angelehnt haben, ist zu bemerken, daß es eben kein Wunder ist, wenn ein gutes Schwert in der Hand eines geistig Unmündigen und Uebermüthigen Schaden anrichtet. Es laufen junge Leute zuweilen aus der Schule, weil sie mit übrigens löblicher Begeisterung einen halbbegriffenen Gedanken aller Welt zu verkünden, sich berufen glauben. Eitelkeit und jugendlichen Dünkel halten sie für den Trieb des Genies. So hat ein Herr Richter sich berufen geglaubt, nach Hegel, wie er meint, zu lehren, daß es keine Unsterblichkeit der Seele gebe; und sogar Männer, die sich für Philosophen ausgeben, haben geglaubt, das habe jener wirklich von Hegel gelernt. Sie selbst haben aber nur von Hegel nichts gelernt. Derartige Erscheinungen wirken übrigens nur förderlich für das höchste Interesse des Geistes, indem sie eben

durch ihre Einseitigkeit zu einem tiefern Eingehen bei Vielen Veranlassung geben. Einzig in dieser Beziehung glaube ich, daß das reifende Geschlecht diesem Pseudo-jungen Deutschlande Einiges zu verdanken haben werde.

Durch das Gesagte hoffe ich wenigstens den Einen Zweck zu erreichen, daß Sie, mein verehrtes Fräulein, nicht glauben werden, so oft ich gegen Menzel spreche, rede ich dem jungen Deutschlande das Wort. Dieß geschieht sowenig als ich für Menzel spreche, indem ich Gutzkow und Consorten angreife. Sie werden also wegen solch eines Irrthumes mir nicht das Glück entziehen, mich nennen zu dürfen ꝛc.

Sechster Brief.

Menzels Licht- und Schattenseite.

Die große Bedeutsamkeit Menzels wird Ihnen, verehrte Freundin, nicht unbekannt sein. Er hat dieselbe namentlich durch seine „deutsche Literatur," welche 1828 erschien und durch das seit 1829 von ihm redigirte „Literaturblatt zum Morgenblatte" erlangt. Sein Einfluß hat sich am Bedeutendsten auf die seitdem aufgetretenen belletristischen Schriftsteller geäußert, und ich glaube beweisen zu können, daß die bis ins Unsittliche gehende verkehrte Richtung, welche viele von ihnen eingeschlagen und die nun Menzel moralisch verurtheilt, darin ihren Grund hat, daß jene modernen Schriftsteller bemüht gewesen sind, die Mängel Menzels mit halbbegriffenen großen Gedanken, die sich ins Dasein drängen, zu vereinigen.

Im Mittelalter hatte sich der Geist, welcher Jahrhunderte an das Licht des Daseins rang, eine vollendete Gestaltung gegeben. Aber mit der Vollendung brach auch der Untergang herein. Mit Bewundrung, ja zuweilen mit heimlicher Sehnsucht, schauen wir nach einem Zustande zurück, der als ein lebenskräftiger, durch und durch von Einem gestaltenden Geiste bis in die feinsten Gliederungen durchdrungener Organismus dasteht. Hier war, sagen wir, Ein Wille, Ein Gefühl, Ein Blut gleichsam, welches durch alle Adern rollte. Die Geschichte lehrt wie dieser Organismus bisweilen erkrankte, einzelne Glieder versagten die naturgemäßen Functionen, aber dieß waren nur Krankheiten, welche die Stufenjahre seiner Entwicklung bezeichneten. Wie zerfahren, zersplittert ist gegen jene alte Herrlichkeit die Gegenwart. Die Geschichte lehrt ferner, wie allmählig das Blut jenes lebendigen Organismus zu stocken begann, wie die Säfte seines Lebens vertrockneten, seine Glieder alterschwach erstarrten und den Dienst versagten. Der stattliche Ritter, der für Minne und Christus siegesmuthig in den Streit

gezogen, saß ein lebensmatter, an Händen und Füßen gelähmter Greis auf dem Sorgenstuhle. Aerzte genug kamen, die ihm helfen wollten. Vergebens. Er starb. 'In den lodernden Flammen der Revolution wurde der Leichnam zu Asche verbrannt, blutige Kämpfe wurden an seinem Grabe gehalten. Seine Lieblingsklaven grausam ihm nachgeschlachtet. Der Kanonendonner, der seine Leichenfeier verkündete, hallte über ganz Europa.

Wenn die Nacht des Todes über Völker und Staaten hereinbricht, erhebt der Vogel der Minerva seine Fittige.

Auf dem Grabe des Mittelalters sproßte die Blume der Poesie; sie ist es, von deren Berührung die geschlossenen Pforten der Zukunft aufspringen.

Der Geist, welcher aus dem dahinsterbenden Leichnam entwich, zog sich zu sich selbst zurück, um aufs Neue aus sich heraus in erscheinendes Dasein zu treten. Dieß ist das ewige Gesetz des Lebens des Geistes. Aus dem sinnlosen Taumel, in welchen das Zusammenbrechen einer Welt die Menschen

versetzt, sammeln sie sich. Das Gefühl des ewig lebendigen Geistes in ihnen regt sich: das Gefühl des Lebensmuthes, der Thatkraft. Die Furcht des Todes verschwindet: der Kleinmuth sowohl, wie die Wuth der Verzweiflung, die sich aus Grauen vor dem Untergange selbst den Dolch in die Brust bohrt.

Dieser Epoche des neu sich regenden Schöpfermuthes des Geistes, gehört Wolfgang Menzel an. Daher sein ehrenwerthes festes Auftreten gegen die geistentblößte Wortmacherei; gegen die jämmerliche Sentimentalität, das Zeichen ohnmächtiger Gebrechlichkeit des Geistes; gegen die wüsten Schicksalfaseleien, welche den Mangel eigener Willenbestimmung bekundeten; gegen die Nachahmung des Fremden; gegen den Kram der todten Gelehrsamkeit. Alles dieß Spielen mit den Flittern aus den Todtenkränzen der Vergangenheit, welches höchstens da, wo es an Wahnsinn grenzte, noch Spuren von Geist verrieth, aber nur eines Geistes, der verloren ging, haßte Menzel und verfolgte es mit dem scharfen Schwerte seiner! Kritik. Er hat so

ein gutes Stück Arbeit im Namen des Geistes vollbracht, und er würde sein ganzes übriges Leben noch genug zu kämpfen haben in diesem Augeiasstalle, wenn er nicht selbst in den Schmutz versänke, den er auszuräumen unternommen. Er ist immer muthig und unverdroßen bei seiner Arbeit geblieben. Sehen Sie, mein Fräulein, so ist Wolfgang Menzel ein Mann aller Ehren, aller Achtung, alles Dankes werth. Ich wünsche, daß keines meiner Worte, die ich im Folgenden gegen ihn richten werde, auch nur ein Blättchen aus dem Kranze, aus der Bürgerkrone reissen möge, die ich selbst auf sein Haupt drücke. Nein, nicht ich, das ganze Deutschland spricht ihm diese Krone zu, und es wird nie ein echtes, junges Deutschland geben, welches ihm dieselbe entreißt.

Aber im Negiren besteht auch Menzels ganzes Verdienst. Nur in jenem Gefühle der Thatkraft, in jener Ermannung ist der Geist, welcher die Jahrhunderte überlebt, in Menzel lebendig geworden. Was Menzel zur Vertilgung der Geistesohnmacht gesprochen, das hat er im Namen jenes heiligen

Geistes geredet, das Uebrige ist die eigene Zuthat seiner Persönlichkeit, welches bedeutungslos bleibt, wie übermüthig es sich auch gebehrden mag. Menzel hat für den Flügelschlag des Vogels der Minerva, der seine Zeit durchrauscht, kein Ohr, er ist blind für die Blume der neuen Welt, in welcher derselbe Geist sich Dasein giebt, dem er durch seine Kritik den Weg bahnt. Menzel ist ein blinder Prophet der Zukunft, er sieht das Morgenroth des Tages nicht, den er selbst verkündet hat. Die weltbeherrschende Religion und der weltbeherrschende Staat des Mittelalters sind untergegangen, und Menzel (wie viele Andere) hat den kindischen Einfall gefaßt, dem aus der Welt Geschwundenen könne er selbst aus eigener, persönlicher Machtvollkommenheit in sich und aus sich heraus eine bessere Wirklichkeit geben. Menzel hat seinen eigenen, endlichen, in alle Eitelkeit versenkten Geist verwechselt mit dem urewigen Geiste, der im Glauben, in Poesie und Philosophie zu aller Welt redet, der Kirchen und Staaten gründet. Menzel hat keine Ahnung von der Allmacht und Allgegenwärtigkeit

des Geistes, er hat sich seine eigenen Ansichten über Religion, Staat, Poesie, Philosophie gemacht, aber — sie sind auch darnach. Die wahre Religion, die wahre Poesie, die wahre Philosophie sind heilige Feuer des Geistes, welche die Herzen der Menschen durchglühen und von allen Schlacken der Endlichkeit reinigen. Vor der Einen Wahrheit des ewigen Geistes verschwinden alles Meinen und Dafürhalten, alle Ansichten und Einfälle der endlichen Geister. Menzel charakterisirt aber auch in dieser seiner Eitelkeit der individuellen Einfälle seine Zeit, oder vielmehr nur eine herrschende Mehrzahl. Es gehörte zur guten Bildung, seine eigene Religion und Philosophie zu haben, wie seinen eigenen, bezahlten Rock, und besonders eigene Grundsätze. Hierdurch eben war das Festhalten des endlichen Geistes gegen den ewigen Geist ausgesprochen, wodurch alle wahre Poesie, Religion, Philosophie unmöglich gemacht wurden. Da Einfälle und Meinungen, wie sie dem Einzelnen kommen, rein vom Zufalle abhängen, so mußte denn auch das Widersprechendste zusammenkommen. Dieß

hat Einheit nur dadurch, daß es eben auf dem gemeinschaftlichen Boden des Menzelschen Geistes Wurzel faßte, und dort konnte jeder Gedanke Aufnahme finden, wenn nur erst der Geist herausgetrieben war, und statt dessen irgend eine Menzelsche Trivialität in den leeren Leichnam gelegt worden. So sehen wir, wie Menzel in der Religion nichts weiter findet, als einen „dem Menschen eingepflanzten Trieb, ein höchstes Wesen anzuerkennen," und dann doch die Mystik hoch erhebt, obschon grade in ihr der unmittelbarste Widerspruch gegen jene rationalistische Definition liegt. Aber die Vorliebe zur Mystik kommt bei Menzel nur aus dem Gefühle, daß es doch recht hübsch ist, auch die Phantasie walten zu lassen. So ist Menzel zwar vielfach verworren und unklar, coquettirt selbst mit dem blindesten Aberglauben, aber zur wahren Mystik kommt er niemals und nirgends. Menzel erkennt ferner die Naturphilosophie Schellings an, aber nur, wie er ausdrücklich sagt, so weit sie ihm beliebt. Daß der Gedanke gar nicht anerkannt werden kann, ohne daß das Belieben gegen ihn völlig

aufgehe, dieß ahnt er wiederum nicht. Und was nimmt er nun von dieser Philosophie an? Einige Aeußerlichkeiten, die in seinem Munde zu ganz etwas Anderem werden, als was sie ursprünglich ausdrücken sollen und wodurch sie allein Bedeutung haben. Den tiefen Begriff der Entwicklung, welchen diese Philosophie zuerst ausgesprochen hat, versteht Menzel nicht. Als Geistesphilosophie ist ihm die Schellingsche Philosophie schon zuwider, wie vielmehr die Hegelsche. In der Natur läßt sich mit der Oberflächlichkeit „des Gegensatzes der sich aufhebt" spielen, im Geiste hebt sich der Eine große Gegensatz von Subject und Object auf, und Menzel giebt Alles auf, Staat, Kirche, Philosophie — Alles, nur nicht sein Subject. Dieß ist übrigens der Eckstein, an dem die ganze Schellingsche Schule und ihr Meister selbst gescheitert ist.

Am meisten ist aber Menzeln und Allen denen, die mit ihm derselben Richtung angehören, der Staat zuwider. Hier ist noch ein wirkliches und wahrhaftiges Dasein des Geistes, welcher nicht Menzelscher Geist ist. Dieser Geist spricht seine Willens-

bestimmung in den Gesetzen aus. Nichts ist einem Menzelschen Geiste widerwärtiger als das Gesetz. Der Staat ist den Leuten à la Menzel nur ein Unglück, welches freilich leider um der Schlechtigkeit der Menschen willen getragen werden muß. Diese Schlechtigkeit besteht aber darin, daß nicht Alle kleine Menzel sind. Ganz unbefangen nimmt daher Menzel Menschenrechte an und neben diesen, ja gegen sie, Rechte durch den Staat. Dadurch werden die letzteren dann zum klaren Unrecht. Unsere meisten jetzt existirenden Staaten sind mehr oder weniger nicht naturwüchsig, sie haben fremdartige Stoffe in sich aufgenommen, welche, bis der Organismus sie ausgeschieden, ein kränkliches Dasein des Staates zur Folge haben. Zum Theil sind die Regierungen selbst in ähnlichen subjectiven Ansichten vom Staate befangen gewesen, und dadurch haben sie jenen Männern der guten Einfälle und des beliebten Dafürhaltens eine Stimme eingeräumt. Nun haben wir so viele Reformatoren wie Einzelne, die überhaupt eine Stimme haben, so viele Geisterchen, die ihre Privatexistenz zum Staatsleben auf-

blähen möchten. Damit nur der Eine Staat existire, sind daher die Regierungen genöthigt, mit jeder Einen Willensbestimmung hundert andere zu negiren, welche doch auf dasselbe Recht pochen. Statt als das Dasein der Einen Vernunft, welche Allen, wenn auch bewußtlos, einwohnt (denn nur die beigemischte Unvernunft macht sie verschieden), Alle zu beglücken, müssen Hunderte von Staatswegen unglücklich gemacht werden, weil sie bei der größten Redlichkeit des Willens den privilegirten Wahn hegen, klüger als die Andern zu sein.

Menzel und alle redliche Männer seiner Partei wollen ein kräftiges Leben im Staate, wie auf dem Gebiete der Religion, Philosophie und Poesie. Aber daß sie nicht einsehen, wie solches allein möglich ist, wenn es Eine Wahrheit giebt, welche nicht Privatbesitz, sondern Allgemeingut ist, das ist ihr eigenes Unglück. Um die Wahrheit zu erkennen, kommt es nicht darauf an, daß der Geist lebe und kräftig sei, welcher in Waldenburg in Schlesien geboren, in Breslau fatale Schuljahre erlebt, in der Schweiz Bekanntschaft mit Görres gemacht — son-

dern der Geist, der aller Menschen Brust unbemerkt durchzieht, wie die Luft, welche wir einathmen.

Vom Gefühle seiner Tüchtigkeit gegen die Jämmerlichkeit vieler seiner Zeitgenossen hat sich Menzel verleiten lassen, nicht über diese allein, sondern über Alles abzusprechen, welches nicht Menzel ist und war. Er hat es daher niemals der Mühe werth erachtet, den historischen Entwicklungsgang des erscheinenden, ewigen Geistes durchzuarbeiten, um selbst auf den gegenwärtigen Höhepunkt dieses Geistes zu gelangen, denn er hat von vorn herein angenommen, daß es keinen solchen gebe. Menzel hat von Niemand, weder vor noch nach ihm gelernt, d. h. er hat überhaupt Nichts gelernt; er hat aber Alles recensirt. Jetzt, nachdem er viele Vorreden gelesen, viele Bücher durchblättert und öffentlich geschmäht hat, pocht er denen gegenüber, die ihre eigene Selbstständigkeit mit demselben vermeintlichen Rechte, wie Menzel, geltend machen wollen, auf seine Gelehrsamkeit, setzt aber sogleich selbstgefällig hinzu, daß er niemals seine Ansichten geändert habe. So ist er selbst zu der todten Gelehr=

samkeit gekommen, welche er früher mit Recht anfeindete. Er muß in die Hütten seiner verachtetsten Gegner kriechen, um Schutz vor seinen Jüngern zu finden.

Siebenter Brief.

Menzelscher Geist der Geschichte. Philosophie und Religion. Glaube und Wissen. Moral. Gutes und Böses.

Willst du die göttliche Frucht der Hesperiden erlangen,
Gleich Alkmenes Sohn trage die Axen der Welt!

Sie werden, gelehrte Freundin, sicher die Geschichte vom Besuche des Herakles beim alten Atlas kennen, als jener kam um die goldenen Früchte zu holen, welche den Streit zwischen Göttern und Menschen erregten. Bei jener Gelegenheit trug Herakles ein Weilchen die Axen der Welt, wodurch er sich als einen wahrhaftigen Sohn des Olympiers bewies.

Herakles-Menzel hat auch nach den goldenen Früchten gelüstet Er ist aus seinem Augeiasstalle herausgetreten und hat die Axen der Welt auf die Schultern genommen: er hat einen „Geist der Geschichte" geschrieben. Aber ein neckender Kobold oder eine schadenfrohe Teufelschlange hat ihm

statt der Hesperidenfrucht den alten Adamsapfel gereicht, und Menzel hat seinen Sündenfall gethan.

In diesem Werke finden Sie die ganze Privatphilosophie Menzels, finden Sie den ganzen Menzelschen Geist, welcher sich für den Geist der Geschichte ausgiebt, finden Sie die gesammte tiefe Gelehrsamkeit, auf die Menzel neuerdings so stolz ist. Sie sollen aber nie mehr einen Brief von mir zu Gesicht bekommen, d. h. das größte Unglück soll mich treffen, wenn Sie Etwas finden.

Der wahre und wirkliche Geist der Geschichte ist der Geist Gottes. Zu diesem Geist der Geschichte verhält sich der Menzelsche genau wie Menzel zu Gott. In jeder Periode der Geschichte offenbart sich der Geist Gottes, in jeder Periode seines Werkes der Geist Menzels. Daher finden Sie in jeder Periode dort Alles, hier Nichts. Dieses Buch ist ein glänzender Beweis für alles Schlimme, was ich gegen Menzel habe aussprechen müssen. Was aber als das Schlimmste erscheint, ist, daß Menzel in diesem Werke in alle die Sünden verfällt, gegen welche er selbst so nachdrücklich zu Felde gezogen.

Seine eigenen Waffen sind es nun, die ihn erschlagen. Alles was er selbst von Kraft, That, Muth geredet, und noch redet, ist ihm selbst zur nackten Redensart geworden. Menzel erblickt nämlich in der Geschichte nur ein ewig vergebliches Ringen. Das Menschengeschlecht ist ihm wie ein Wahnsinniger nur thätig in der Thorheit. Das Endziel, der Zweck ist Vernichtung; und da Menzel selbst sagt, der Zweck der Geschichte liege nicht nur am Ende aller Tage, sondern werde in jedem ihrer Momente erfüllt, so ist Vernichtung der allgegenwärtige Inhalt der Geschichte. Der fromme, moralische Menzel spricht hiermit die schauderhafteste Gotteslästerung aus, — aber er weiß freilich nicht, was er thut. Erst will er die ganze Geschichte poetisch angeschaut wissen, also doch als ein Gedicht, dessen Schöpfer die Gottheit ist; er sagt, das Christenthum durchdringe das alte Heidenthum der Völker in allen Adern, um es gleichsam wie das Blut eines Jünglings die Adern eines todesmatten Greises mit neuer Lebenskraft aufzufüllen, und nach wenigen Seiten schließt er mit dem genialen Gedanken, „denken wir uns

den Sieg des Christenthums über das Heidenthum in allen Welttheilen vollendet, — denken wir uns eine allgemeine Civilisation und sogar eine allgemeine Freiheit, so wird dennoch hinter diesem Segen der geheime Fluch des Geschlechts tückisch lauern, und nach alter Sage werden uns die Götter am furchtbarsten drohen, wenn wir am glücklichsten sind." Das endliche Resultat der ganzen Arbeit der Geschichte ist nach Menzel, — erstaunen Sie über diesen philosophischen und religiösen Tiefsinn, die Gemeinheit, und der Ausgang der Geschichte: eine allgemeine Verwilderung, in welcher sich Alles, Natur und Menschheit, erwürgt. „Die Menschen werden ins Unendliche sich vermehren und zugleich alle ihre Kräfte wild austobend in kolossaler Entartung, in allgemeinem Gewürge unter den Schrecken der Natur, wenn die letzten Zeiten kommen untergehn." Und dieser Mann brüstet sich mit seiner Christlichkeit, wirft sich zum Vertheidiger der Religion der Liebe und Weisheit auf. Es haben schwache Menschen, welche in der Gegenwart den Pulsschlag des lebendigen Geistes nicht fühlten, weil

sie vor der Größe Gottes erbebten, daß ihnen die Gedanken vergingen, von einem, in ferner Zukunft liegenden Gottesreiche geträumt, zu welchem das Menschengeschlecht heranreife. Sie haben sich selbst in ihrer Gegenwart zu elend gefühlt, Bürger des durch Jesus Christus auf Erden gegründeten Himmelreiches zu sein, aber sie haben es doch noch zu werden gewünscht und haben dem allmächtigen und liebenden Gott Kraft und Willen zugetraut, das Reich der Lüge und der Sünde wenigstens dermaleinst zu bewältigen. Menzel zieht gegen diese schwachen frömmelnden Seelen zu Felde, nicht indem er ihnen sagt: das Reich Gottes ist da, aber ihr seid zu blöde es zu sehen, der lebendige Gott kann nicht in einem Reiche des Todes leben, wie ihr wollet, sondern sein Reich ist die Welt der frischen freudigen That, vor deren Kraft eure Jammerseelen erbeben, daß ihnen Hören und Sehen des waltenden Gottes vergeht! — nein, er meint nur, ganz dasselbe was sie selbst meinen, und giebt dieß für eine Entgegnung aus: „Man kann nicht zugleich im Himmel und auf der Erde sein.“ Man villeicht

nicht, aber der wahre Christ ist es und eben so der wahre Poet und der wahre Philosoph! — Andere haben, ebenfalls weil sie vor eigener Unvernunft nicht die Vernunft als die Wirklichkeit jeder Gegenwart zu erblicken im Stande sind, ein Reich der Freiheit und des Friedens als Resultat der Geschichte erwartet. Ihr Fehler ist der Menzelsche, daß sie sich für klüger halten als den Geist, der die Geschichte schafft. Sie trauen diesem Geiste aber doch zu, daß er endlich zu Raison kommen, und nach ihren Ansichten die beste Welt einrichten werde. Menzel macht gegen ihre läppischen Träumereien den Einwurf: daß ein Reich der Freiheit und des Friedens zu langweilig sei. Das tragische Schicksal der Erde endete dann „in eine gemeine philiströse Alltäglichkeit.“ Das diese einreiße bis zu einem gewissen Grade, meint aber Menzel selbst, aber er tröstet sich damit: „daß in einem solchen Zustande die Menschen sich so gewaltig vermehren würden, daß sie einander tödten müßten, um leben zu können.“ Nach Menzel hat ein schadenfroher Gott die Welt und die Menschen geschaffen, der nun

seine tückische Freude an der Qual seiner Geschöpfe hat.

Es ist übrigens das Charakteristische der Menzelschen Schreibart, daß, wie es ihm niemals um einen wahren Gedanken sondern stets nur um einen momentanen Einfall zu thun ist, er hundert Ansichten aufstellt, von denen eine die andere ins Gesicht schlägt, aber auch nicht Eine Einsicht. Seine geistreichen Bemerkungen sind mitunter so schlagend, daß man den Schlag sogleich erwiedern möchte. So sagt er z. B. „Nur von den reinen Bergen, die das Licht der Sonne zuerst begrüßt, konnte man niedersteigen in den Sumpf der Bordelle.“ Ist das nicht eine feine, tiefe Bemerkung.

Doch verzeihen Sie, verehrte Freundin. Ich gebe Ihnen am Ende die Recension eines Buches statt der Kritik einer Richtung. Doch ich brauchte Belege. Die angeführten werden hinreichend sein, um das Menzelsche Wesen zu charakterisiren. Es ist der Eigendünkel, welcher die Strenge des Gedankens entbehren zu können glaubt, der Egoismus, welchem nichts groß und heilig ist; die

selbstgefällige Eitelkeit, welche über Alles urtheilt, was sie nicht versteht, und dieß ist eben Alles; die Vornirtheit, welche das Entgegenstrebendste neben einanderstellt, ohne auch nur zu fühlen, daß es nicht zur Einigung kommt.

Mit derselben Selbstgefälligkeit und Unwissenheit hat Menzel in dem angeführten Werke auch andere Gebiete des Geistes neben der Geschichte behandelt, namentlich die Naturwissenschaften und die Philosophie. Er nennt z. B. Aristoteles den Begründer der Philosophie, welches eine Unwahrheit ist, und sagt von ihm: „Sich abkehrend nach den Extremen und Außenseiten der Dinge, vergaß er die Mitte und den Ursprung — (Aristoteles selbst nennt die Philosophie die Wissenschaft von dem Ursprunge) — und begann jene große Abirrung des menschlichen Verstandes von dem Gefühl der Gottheit, die bis auf unsere Tage den Unterschied der Philosophie von der Religion ausmacht;" — welches eine unverzeihliche Dummheit ist.

Die Religion lehrt, daß der Mensch ein Kind Gottes sei, göttlichen Geschlechts, und daß ihm Gott von

seinem Geiste gegeben. Die Philosophie lehrt eben so, daß nur Ein Geist sei, und also der Mensch nur Geist habe, insofern dieser Eine Geist in ihm lebendig werde. Dadurch aber unterscheidet sich der Mensch von Gott, daß jener der in der Zeit zur Erscheinung gekommene, der erschaffene Geist, Gott der ewige unerschaffene Geist ist. Dem Wesen nach ist der Mensch ursprünglich Eins mit Gott, als zeitlich aber der Form nach verschieden. Diese seine wesentliche Einheit mit Gott fühlt der Mensch in der Andacht, die ihn über die Zeitlichkeit in die Ewigkeit verklärt. Schmerz und Qual der Endlichkeit gehen auf in das ewige Gefühl der Seligkeit. Gott hat ihn selbst und die Welt um ihn, die ihn, den Erschaffenen, quält und ängstet, aus Nichts erschaffen, so ist er und sie Geist und ohne diesen Nichts', so bleibt sie ihm als nicht ein Fremdes feindlich gegenüber, wie Gott nicht ein Anderer gegen ihn ist, — was giebt es noch, das ihn quälen und ängstigen könne, es wird lebendig in ihm:

Gott ist so viel an mir, als mir an Gott gelegen!

Dieß ist der Friede, die Gerechtigkeit, welche der Glaube giebt. Dieß ist das heilige Mysterium der Religion, welches der einseitige Verstand, der sich niemals in die Tiefen der Gottheit aufgiebt, nimmer ergründet, welches eine Thorheit vor der Weisheit der Welt ist. Aber die Philosophie ist auch nicht die Weisheit der Welt, sie ist wie die Religion eine Thorheit vor derselben. In der Philosophie erkennt der Mensch sich selbst als das was er ist, als der Geist. Er wird sich selbst gegenständlich. Was in der Religion ein ewig Gegenwärtiges ist, das ist in der Philosophie, ein Werdendes. Die Religion hat keine innere Geschichte, nur äußerliche Schicksale, ihrer Ausbreitung, ihres zeitlichen Daseins als Kirche. Die Philosophie, die sich entwickelnde, keimende, sprossende, Knospen, Blüthen, Früchte tragende Blume der Erkenntniß des Geistes, hat eine innere Geschichte, welche den Gang ihres werdenden, sich entfaltenden Daseins darstellt. Die Religion ist ein in seiner Vollendung Gegebenes, eine Offenbarung des Menschgewordenen Gottes: damit in den Menschen der Geist Gottes

lebendig werde. Sie ist ein Zeichen der Liebe Gottes zu den Menschen, daran sich die Menschen als seine Kinder erkennen. Die Philosophie ist die Arbeit des Geistes, welcher Mensch ist, sich seiner geistigen Wesenheit nach gegenständlich zu werden, sie ist darum nicht vollendet, sondern unendliches Streben, den in die Endlichkeit beschlossenen, ewigen Inhalt heraus ans Licht des Bewußtseins zu stellen. Sie ist ein Zeichen der Liebe des Menschen zu Gott; wodurch wir uns als seines Geschlechtes beweisen. Wie Gott zu uns gekommen, so wollen wir zu ihm. Die Religion ist das Eintreten des Geistes aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit, gleich der Schöpfung, — und darum heißt Christus der zweite Adam. Die Philosophie ist das Heraustreten des Geistes aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit. Die Religion ist die That Gottes, die Philosophie die That des Menschen, aber beide sind ihrem Inhalte nach gleich, weil Thaten des Einen Geistes, ihrer Form nach so verschieden, wie Gott und Mensch, Ewigkeit und Zeit. In so fern wir vollkommen sind gleich Gott, haben wir Religion,

daher in der tiefsten Fülle unserer geistigen Wesenheit, im Gemüth, im Herzen, im Glauben. Daher der Glaube den Geist Gottes in uns gebiert. In der Erkenntniß sind wir vollkommen nur im Werden des Wissens, denn die Erkenntniß ist das sich Formiren des ewigen Inhalts vor ihm selbst. Glauben ist unmittelbare Einheit des Menschen mit Gott, Wissen ist vermittelte Einheit. Daher sagt der Glaube: Ich bin nicht ich, sondern Gott ist in mir; das Wissen: Ich bin in Gott und so bin ich bei mir.

Die Religion ist unser Stolz: denn also hat Gott die Welt geliebet, daß er selbst Mensch ward; die Philosophie nicht minder, denn also hat der Mensch Gott geliebt, daß er nimmer müde geworden, zu ringen ihm gleich zu werden in der Erkenntniß. Was wir um der Philosophie willen geduldet, ist nicht geringer, als was die Märtyrer des Glaubens getragen: Tod, Qual und Verfolgung, und das Drückendste, die Verachtung. Solches Alles hat von je die Philosophie ruhig ertragen und hat niemals abgelassen in ihrem Ringen.

Diese Lehre, meine Freundin, ist nicht von heut und gestern. Sie ist nicht eine Ansicht und ein Einfall von mir, sondern sie ist das uralte Mysterium der Religion und das Bewußtsein aller wahren Philosophie. Sie können sie, was die Religion betrifft, in den Urkunden der Offenbarung nachlesen. Christus sagt: „Ich bin der Messias, der Mensch gewordene Gott, der das Himmelreich auf Erden bringt und von Tod und Sünde erlöset, glaubt an mich, so werdet ihr inne werden, daß meine Lehre von Gott sei.“ Was aber die Philosophie betrifft, so führe ich des Aristoteles Worte an, weil Menzel an ihm zunächst die Philosophie geschwäht hat. Er sagt: „Die Philosophie ist in jeder Beziehung die allein göttliche unter den Wissenschaften, sowohl weil sie nicht um eines irdischen Nutzens willen erstrebt wird, sondern allein um ihrer selbst willen, also dem Menschen nach seiner Gottähnlichkeit zukommt, d. h. nach seiner Freiheit, (denn Gott ist frei, weil er nicht um eines Andern willen, sondern allein um seiner selbst

willen ist), als auch weil ihr Inhalt und Gegenstand Gott ist."

Menzel hat weder die Religion noch die Philosophie verstanden, und so hat er aus seiner eigenen Weisheit, Weisheit der Welt, beide als eine Thorheit verachtet. Ohne zu wissen, welche gefährliche Waffen für ihn selbst er in die Hand genommen, hat er einige Sätze aufgestellt, die nicht in seinem Geiste geboren sind, wie den, daß die Geschichte in jedem ihrer Momente ihren Zweck erfüllt. Seine Lehre ist die Lehre des Todes, des Verderbens, der Sünde. Er giebt das Diabolische für das Wahre aus. Schon in einem früheren Briefe habe ich Sie, theure Freundin, darauf aufmerksam gemacht, wie der Tod nur eine scheinbare Existenz hat, wie ihn nur der Sterbliche erblickt, welcher sein Antlitz von dem ewig lebendigen Geiste abwendet. Sünde und Tod sind dasselbe, d. h. derselbe nichtige Schein, welcher durch Religion und Philosophie vernichtet wird. Darum heißt Christus mit Recht der Ueberwinder des Todes und der Sünde; darum nennt Spinoza

mit Recht die Philosophie eine Wissenschaft nicht des Todes, sondern des Lebens.

Die Sünde ist nur der Schatten deines Leibes, kehre dein Antlitz der Sonne des Geistes zu, und du siehst keinen Schatten, nur wer den Rücken gegen die Sonne wendet, schaut in seine Nacht, die Nacht seiner Sünde. Nur wer die Sünde weiß, der hat sie; schaue nicht um nach deinem ins Nichts versinkenden Sodom und Gomorra, damit das Leben deiner Seele nicht erstarre. Die Sonne des Geistes leuchte von deinem Antlitz wieder, so bist du rein, denn Alles was der Geist anschaut ist rein und heilig. Dieß ist das Mysterium von der Gnade Gottes. Nicht die That macht vor Gott gerecht oder ungerecht, nur das Wissen von der That; was du im Angesichte der Sonne des Geistes thust, das ist gerecht, was weggewendet, in die Nacht des Schattens gewendet, ungerecht. Der unschuldige Mensch hat seinen Schatten nie gesehen, er weiß ihn nicht; der begnadigte Sünder kennt seinen Schatten, aber er hat sich von ihm abgewendet. Das ist die heimliche Lockung der Sünde, sich

umzukehren und nach dem eignen Schatten zu sehen. Thust du es, so verschwindet das Licht deines Lebens aus deinen Augen.

Sie werden nun auch noch tiefer als vorher zu würdigen wissen, meine Freundin, warum ich alles, und so auch Menzels, moralisches Aburtheilen verwerfe, vom philosophischen sowohl als vom religiösen Standpunkte. Der moralische Kritiker unterscheidet Gut und Böse nur dadurch, daß er auch das Böse als das Wahre und Wirkliche anerkennt, auf dem Standpunkte der Philosophie und der Religion verschwindet das Böse in sein Nichts. Darum will ich die Moral nicht verwerfen, aber sie hat Bedeutung nur in der Brust des einzelnen Menschen. Nur die Stimme des Gewissens sagt mir ob ich gut oder böse sei, d. h. ob in der Wahrheit oder in der Lüge. Aber es giebt keine allgemeine Bestimmung desselben, die Stimme des Gewissens läßt sich nicht in Büchern aussprechen. Wie kann aber gar Menzel diejenigen verdammen, welche dadurch, daß sie Unsittlichkeit und Irreligiosität lehren, den Menzelschen Zweck der Geschichte,

der in jedem Moment der Geschichte sich erfüllen soll, nämlich die Herrschaft der Gemeinheit, der Sünde, des Todes befördern.

Wenden wir aber von unserem Standpunkte noch einen Blick auf die Geschichte, so werden wir sehen, daß nur dann die Geschichte in jedem ihrer Momente ihren Zweck erfüllt, wenn sie selbst eine Offenbarung des Geistes ist, wie ich sie schon im dritten dieser Briefe vor Ihnen aufstellte. Die Religion ist am Anfang in der Geschichte, aber ihr äußeres Schicksal ist, daß sie verkannt werden kann. Die Philosophie ist die höchste Blüthe des Menschengeschlechts auf jeder seiner Entwicklungsstufen, seit die Menschen zum Bewußtsein ihrer göttlichen Würde gekommen. Es ist nun eine leicht erklärliche Erscheinung, woher es kommt, daß je weiter in der vorchristlichen Zeit wir hinaufsteigen, ein desto vollkommeneres, religiöses Gottesbewußtsein wir finden. Gott hat sich vom Anfange den Menschen offenbart, aber diese Offenbarung ging verloren, je mehr der Mensch sein Angesicht von der Sonne des Geistes abwandte, in die Nacht der Sterblichkeit

hinein, er, der früher keinen Tod kannte. Je mächtiger die Sünde wurde, desto größer ward die Gnade Gottes, wie Paulus sagt, und als das Maß der Sünde überschwenglich wurde, — als die Zeit erfüllet war, offenbarte sich Gott zum zweiten Mal durch Christus. Daß diese Offenbarung nicht aber von dem Reiche der Sünde verdrängt werden könne, dafür leistet die Philosophie, das Gottesbewußtsein des Menschen, welches als seine eigene, geistige That vor ihm aufgegangen, Bürge. Dieß sehen Sie am besten daraus, daß gegenwärtig, wo die Weisheit der Welt so vielseitig mächtig geworden, daß sie selbst die Theologie, sonst die Vertheidigerin der Religion, ergriffen und sie zur Feindin derselben gemacht hat, — daß, sage ich, gegenwärtig die Philosophie, der man die Herrschaft des Lebens zuerkannt, die Religion in ihre starken Arme genommen, und, was sie im Mittelalter gezwungen war, frei geworden ist: eine Dienerin der Offenbarung. — Dieser Zustand des Umsichgreifens der Weisheit der Welt, wie sie z. B. in Menzel auftritt, ist übrigens nicht geeignet Besorgnisse einzuflößen. Er

macht nur die unglücklich, welche er gleich einer Pest ergriffen, aber das Reich Gottes, welches die Geschichte ist, vermag er nicht zu stürzen. Die Leerheit, welche er erzeugt, treibt am kräftigsten die Geister der Menschen nach dem Quell des Lebens, der den Durst des Geistes löscht, und der in Religion und Philosophie Allen ohne Neid und Mangel entgegenströmt.

Achter Brief.

Geist und Natur. Geist der Geschichte. Christenthum.

Es giebt nicht zwei Worte, mein verehrtes Fräulein, welche so viel gebraucht und gemißbraucht worden sind, als die beiden: Natur und Geist. Diese beiden Worte bezeichnen die Angelpunkte, wie des Daseins jedes einzelnen Menschen, so der Welt und der Geschichte. Seit der Gedanke erschienen, hat sich die Erkenntniß abgemüht, jene zwei Worte zu begreifen.

Es ist den Menschen mit ihnen gegangen, wie den Naturforschern mit dem Magnet. Vergebens hat man sich abgemüht, Nordpol und Südpol zu trennen. Man hat den Magnet in Staub verwandelt und noch im Stäubchen fand man Nordpol und Südpol. Doch nun war es Einem gelungen, er hatte den Nordpol glücklich vertrieben, er glaubte den Südpol in der Hand zu haben, und siehe da,

er hatte — Nichts! Endlich entdeckte man am Magnet selbst einen Punkt, wo kein Magnetismus war. Hier müssen wir ihn zerbrechen, so werden wir in der einen Hand den Nordpol, in der andern den Südpol halten, — man that es, und in jeder Hand hielt man wieder einen vollständigen Magnet. Es zeigte sich, daß der scheinbar weder südpolarische noch nordpolarische Punkt, nichts Anderes als eben beides zugleich gewesen war. Die Naturforscher sind endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Nordpol nicht ohne Südpol ist, und daß überall wo keiner von beiden zu sein scheint, beide zugleich sind.

Erstaunen Sie, wenn ich Ihnen sage, in dieser Geschichte von der Entdeckung des Magnets ist die Geschichte des Menschengeschlechts enthalten, wenn Sie für Südpol und Nordpol, Natur und Geist setzen.

Die Welt, die Gesammtheit des Daseins ist zu begreifen; diese Erkenntniß ist die That der Geschichte des Menschengeschlechts. Alles, was geschehen, was die Geschichtschreiber aufzeichnen, erhält

einen vernünftigen Sinn erst durch dieß höchste Interesse, in welchem es gethan worden. Daß die Handlanger nicht wissen, zu welchem Bau sie die Werksteine zusammenfahren, daß sie höchstens nur das kleine Stück des ganzen herrlichen Doms, der durch alle Jahrhunderte reicht, übersehen, an welchem sie ihren kurzen Arbeittag zu bauen berufen sind, — hebt dieß den Plan des ewigen Baumeisters auf?

Wo Geist ist, da ist Natur; wo Natur, da ist Geist; und zerbröckelt man diese Welt bis in Sonnenstäubchen, auch hier ist beides Natur und Geist. In diesem unendlichen Gedanken hat die asiatische Urzeit sich versenkt. So hat sie Jahrtausende da gestanden, den Blick sinnig auf die Welt gewandt, bewegunglos nur die urewige befriedigte Einheit von Natur und Geist vor Augen. Sie kennt keine Trennung beider, darum giebt es für sie keinen Tod. Denn die Trennung von Natur und Geist ist der Tod, und ist auch die Sünde, Sünde ist Tod und Tod Sünde. Der Inder versenkte sich in die Natur, weil er den Geist in ihr

fand, selig in der Offenbarung, in welcher er schwelgte. Alle Noth und Qual der Natur ertrug er ohne Klage, denn in ihr fand er, wie die Natur, so auch den immer mit ihr einigen Geist am heftigsten erregt. Ja die Qual wurde sein Gottesdienst. Die raffinirteste Grausamkeit übte der gottselige Inder gegen sich selbst aus, denn er fand im Schmerze die höchste, geistige Wollust. Die indischen Büßer unterscheiden sich dadurch von den christlichen, daß sie nicht aus Verachtung und Feindschaft gegen die geistlose Natur diese an ihrem eigenen Leibe verfolgten; sie reizten die geistvolle Natur auf, um damit zugleich den Geist zu erregen. Der Geist war an die Natur mit unauflöslichen Banden gefesselt, in diesen Banden konnte er sich nur befriedigen, so lange er noch kein klares Bewußtsein von sich selbst hatte, denn dieß Bewußtsein ist die Freiheit. Das Volk, welches die Augen zuerst gegen die Sonne der Freiheit aufschlug, waren die Griechen. Das Dunkel, die Noth des Leibes haßten sie und flohen sie. Mit desto größerer Lust aber umfingen sie die Lichtseite der Natur, welche sie als freie Aeußerung

des Geistes anerkannten. Die Ueberwindung des Natürlichen durch das Geistige, das Durchdrungensein des Stoffs durch den Gedanken, ist die Schönheit. So schauten und liebten die Griechen die Natur in ihrer Schönheit, und wurden die Schöpfer eines zweiten Reiches des Schönen: der Kunst. Es ist tief bedeutungvoll, daß bei diesem Volke die Philosophie geboren wurde. Aristoteles nennt sie die göttliche und freie, weil sie erst bei einem Volke geboren werden konnte, welches der Noth des Lebens sich entrungen hatte. Nicht bedeutsamer ferner konnte die Philosophie, das Selbstbewußtsein des Geistes, beginnen, als mit dem Satze von der All-Einigkeit; damit proclamirte der Geist seine ewige Herrschaft; und mit des Herakleit tiefer Lehre: daß Alles im Flusse des Werdens sei. „Nichts hält sich fest, sondern es ist nur im Uebergange zu einem Anderen; Entstehen und Vergehen sind in jedem Augenblicke Eins; der Strom des Lebens und der Strom des Todes fließen in demselben Bette einander entgegen, der Strom des Scheins und der Wahrheit.“ Die griechische Heiterkeit ist nicht Leicht-

sinn, sie ist das lebendige Gefühl die Noth des Lebens und Leibes überwunden zu haben und im Elemente der Freiheit zu athmen. Dieß Bewußtsein der Freiheit war der Stolz des Griechen, er verachtete alle Nichtgriechen, denn, sagte er, sie sind von Natur als Sklaven geboren. Aber der Grieche konnte selbst der Sklaven nicht entbehren, er hatte die Natur nicht völlig überwunden. Oder er hat sie eben nur unterjocht, daß sie ein Knecht war unter den Geist, aber nicht hat er sie durch und durch zu Geist verklärt. Dieß war die dunkle Ate das Fatum, welches im finstern Hintergrunde jener heiteren Welt der Schönheit steht. Der Grieche mußte Sklaven haben, welche für die Bedürfnisse des Leiblichen Sorge trugen, denn in dieß dunkle Gebiet hinein wagte er selbst sich nicht, hier, wußte er, ging sein Adel, seine Freiheit verloren. Dieß war sogar durch das Gesetz ausgesprochen. So suchten die Griechen den Geist allein zu erfassen als Wahrheit und Wirklichkeit und kehrten der Natur geflissentlich den Rücken.

Aber die finstre Ate hat sich furchtbar gerächt.

Mit ihrer Nacht hat sie den heitern Himmel des griechischen Lebens überzogen. Bald sprach man nicht mehr von griechischer Freiheit, sondern von griechischer Unfreiheit, von griechischer Sünde. Alle Griechen sind ihrem eigenen Gesetze verfallen: „Wer der Noth des Leibes fröhnt, verliert das Recht der Freiheit." Rom bezwang Griechenland und die Welt. Wie nach seinem Leben haschte Griechenland in seinen Todeskämpfen noch nach Freiheit. Als ihnen bei festlichen Spielen der Römische Sieger im Hohne oder zum Troste das Wort zurief: Ihr seid frei! — wie man am Sterbebett von Lebenshoffnungen redet, — da schrie das griechische Volk so laut auf, daß die Vögel des Himmels herabstürzten. Und mit diesem Schrei nach Freiheit hauchte Griechenland sein Leben aus.

Die Natur, der man den Geist abgesprochen, stürzte die Herrschaft des griechischen Geistes. Wie in einem schauderhaften Wahnsinne sehen wir die Menschen gegen den Geist wüthen, um die Natur ohne den Geist, das Laster zur Herrschaft zu bringen. Erlassen Sie mir, meine Freundin, die

Schilderung einer Zeit, welche Sie in der Reinheit Ihrer Seele doch nicht begreifen würden. Die Nacht der Sünde, welche über das Menschengeschlecht kam, war schwärzer als der Schleier der Vergessenheit, den die Geschichte über jene Zeit wirft.

In dieser Nacht ging der Stern auf, welcher die Finsterniß überwand, und endlich eine strahlende Sonne die Welt erleuchtet: das Christenthum. Nachdem die letzten Spuren der uranfänglichen Offenbarung Gottes in den Herzen der Menschen verschwunden waren, hat sich Gott entschlossen, Mensch zu werden, um dem Reiche des Todes und der Sünde ein Ende zu machen. Die flammende Sonne der Offenbarung steht nun schon wieder zwei Jahrtausende am Himmel, aber nur allmählig haben sich die schweren Erdennebel gesenkt, nur allmählig sind die Augen der Menschen zum Anschauen des Lichtes in seiner Klarheit erstarkt. Christus hat sein tausendjähriges, d. h. ewiges Reich gestiftet, das Reich des Mensch gewordenen Gottes, aber die Menschen haben sich

nur in den begeisterten Augenblicken der gläubigen Andacht als Bürger dieses Reiches gefühlt.

Betrachten Sie die Völker, welche das Licht des Christenthums zuerst in sich aufgenommen. Zwei große Völkermassen sehen Sie in verschiedenen Verhältnissen unter einander sich mischen und zur christlichen Kirche sich zusammenschließen. Nur durch Vermischung der Völker konnte das Christenthum einen Boden finden, seine Kirche darauf zu bauen. Die alten Römer und was durch Römische Laster-Cultur angesteckt war, hatte höchstens noch die Kraft zur Reue im Gefühl der Gnade, aber nicht konnten diese verderbten Herzen die Heiligkeit Gottes begreifen. Der in ihnen lebendig werdende Gott brachte sie nur zum Gefühle ihrer eigenen Schwäche, nicht der Allmacht des Geistes in ihnen. Die Germanischen Völker waren ein Volk mit Herzen, so rein, aber auch so hart, wie Kiesel. Sie waren wenig geeignet eine Religion der Liebe aufzunehmen, und nur erst das Schwert verschaffte dem Glauben Eingang bei ihnen. Dieß verstanden sie besser als die Predigt. Aber die neue Kirche,

welche in Rom ihren Hauptaltar aufgeschlagen, nahm mehr vom Römischen als vom Germanischen Charakter an. Wir sehen wie die übrigen Völker, je nachdem ihnen mehr oder weniger Römisches Blut eingeimpft worden, um den Römischen Altar sich ordnen. Die Deutschen, das große am meisten Germanische Volk, repräsentirt die Seite der Kraft der Kirche. Deutschland greift nach Krone und Schwert Roms und wird der Schirmvogt der Kirche. Es bewacht lieber die Pforten der Kirche, als es das Amt des Altars verwaltet. Das Römische Christenthum ist eine Religion für Sünder. Sie lehrt die Begnadigung und Reinigung der Sünder, aber nicht die Gegenwart der Gnade und Reinheit. Sie lehrt das Ringen und Beten nach dem heiligen Geiste, aber nicht die Lebendigkeit desselben. Sie ist die ganze volle Christusreligion, aber nicht im Elemente der Gegenwart, sondern der Zukunft. Die Gegenwart, der sie sich nicht entschlagen kann, ist daher nur das Symbol der Zukunft. So ist die Kirche nicht das Reich Gottes selbst, sondern nur das zeitliche Abbild desselben,

der Pabst, ein Stellvertreter Christi, aber nicht Christus selbst das Haupt der Gemeine. Die Religion des Friedens und der Freude ward so eine Religion des Kampfes und der Traurigkeit: ein Ringen des Geistes nach ihm selber. Das Grab Christi wird gesucht, weil man den Auferstandenen vermißt. Der Geist besitzt die Freiheit, welche Christus versprochen, den Sieg über Tod und Sünde als Ahnung einer Zukunft Gottes, nicht als selige Gewißheit seiner Gegenwart.

Als aber die Sünder ihre Kirche sich bequem machten, daß sie ihre Laster nicht ablegen durften, ehe sie die Pforten des Tempels betraten, als die Freibriefe aufkamen, welche den Einlaß mit allen Sünden gestatteten; da verbreitete sich ein Geruch der Verwesung durch die Römische Kirche, den alle Weihrauchwolken der Priester nicht vertilgten; da entbrannte der Zorn des Schirmvogts der Kirche. Er gab seinen Dienst auf bei der alten Kreuzkirche, und unternahm mit eigner starker Hand eine Kirche des heiligen Geistes zu errichten. Auf die Gewißheit der Gegenwart Christi in seiner Gemeine ward

der Stellvertreter verworfen; auf die Gewißheit der Lebendigkeit des Geistes wurden alle Satzungen Roms verworfen, welche die Gegenwart der Erlösung in die Zukunft des Heils verwandelten. Die Angst des Sünders um das Heil ward zur Freude und zum Frieden der Gnade Gottes im Glauben.

Das Auftreten der Kirche, welche die Gegenwart des Himmelreiches lehrt, ist Anfangs nur als Protestation gegen die Römische Kirche ins Bewußtsein getreten. Drei Jahrhunderte hat es gewähret, bis der Boden geräumt worden war, auf dem die erste christliche Kirche erbaut ward; drei Jahrhunderte sind wieder seit dem Beginn der Reformation vergangen. Die Zeit ist da, wo das Feld geräumt ist, auf welchem der Tempel des Geistes stehen wird. Viele sehen nur diese Leerheit und wollen verzagen. Ihr Geschäft war das Zerstören und das Fortschaffen der Trümmer; nun ihre Arbeit geschehen, erschrecken sie, denn sie haben nicht die Ahnung der Zukunft. Was zagen sie, der Baumeister lebt, der den neuen Tempel sich gründet, er ist der Geist Gottes; auch die Arbeiter fehlen nicht,

in welchen er lebendig wird. Sie wollen nur die Werksteine sehen, um rüstig Hand anzulegen.

Die Ewigkeit ist nicht nach der Zeit, auch nicht in der Zeit, sondern die Zeit ist in der Ewigkeit, wie die Welt, die ich sehe, in meinem Auge ist.

Der Geist ist nicht ein Feind der Natur, es ist nicht ein Gegensatz beider, daß sie einander widerstreben, sondern ein Gegensatz, daß sie Eins sind. So ist die Wahrheit nicht ohne Wirklichkeit, und die Wirklichkeit nicht ohne Wahrheit, sie sind unterschieden, nur damit sie Eins sind. Die Natur, welche nicht Geist, ist die Lüge und die Sünde, aber auch der Geist, welcher nicht Natur ist. So ist eine Wirklichkeit, welche nicht Wahrheit, eitel Schein, und eine Wahrheit, welche nicht Wirklichkeit, eitel Lüge.

Die Wirklichkeit des Geistes ist der Leib, die Wahrheit des Leibes ist der Geist. Darum pfleget des Leibes, daß er Geist sei, und ermannet den Geist, daß er Leib werde. Der Leib ohne den Geist ist das Fleisch, solches ist ein Raub der Sünde und des Todes; der Geist ohne den Leib ist die selbst-

süchtige, thörichte Seele, die sich dünket was Rechtes zu sein und ist doch Nichts.

Das wahre Leben ist die unendliche Vergeistigung des Leibes und Verleiblichung des Geistes; darum ist es nimmermehr Angst und Trübsal, sondern ewige Heiterkeit, darin das Fleisch nicht den Geist drückt, noch die Seele die Natur peinigt. Der Sieg des Geistes ist nicht im Werden, sondern in der Vollendung, die Macht des Todes und der Sünde ist wahrhaftig gebrochen.

Der Geist ist nicht ein in Raum und Zeit verschwimmendes Unendliches, sondern ist in ewiger Persönlichkeit bei sich selbst. Wir sind unsterblich in Christus, Viele in Einem, wie viele Glieder Eines Leibes sind. Das Glied ist aber nicht minder persönlich, als der ganze Leib. Dadurch unterscheidet sich das Glied vom bloßen Theile, daß es persönlich ist.

So sind wir unsterblich, und vergehen nicht, sondern werden auferwecket wie Er. Nicht aber erstehet die Seele ohne den Leib, noch das Fleisch

ohne den Geist. Die Auferstehung des Geistes ist die Auferstehung des Leibes.

Das Wonnegefühl des uns umgebenden Gottesreiches ist zum heiteren, klaren Bewußtsein des Bürgerthums in diesem Reiche geworden.

Sehen Sie da, meine unsterbliche Freundin, Bausteine des Tempels, den sich der Geist erbaut, welcher in Christus uns offenbar geworden. Solches Alles ist aber nicht meine Lehre, noch eines anderen Menschen, sondern die Weisheit Gottes, welche in dem Buche der Bücher geschrieben steht. Alle Erkenntniß des Menschen ist nur, daß er die Schrift lesen lernt. Darum glaubte ich auch mit Recht diese Anschauung, der im vorigen Briefe angeführten des Hrn. Wolfgang Menzel entgegensetzen zu müssen. Ich habe nichts hinzuzufügen, als ein bei Menzel und Consorten altmodisch gewordenes Wort. „So Etwas darin meine eigene Erfindung ist, so möge es in Nichts verschwinden, und es ist schon verschwunden, indem ich es spreche, denn es ist ein Todtgebornes. Was aber des Geistes ist, das wird bleiben und bestehen, denn es ist.“

Halten Sie die hier gegebene Darstellung auch nicht für überflüssig zu unserm Zweck. Sie sehen wohl, es ist das hier Gesagte nur jener schon früher von mir angegebene Standpunkt der Weltanschauung, wie er sich, im Gegensatz gegen Menzelsche Weise, herausstellt. Alles Tüchtige der Gegenwart findet hier seine Anerkennung und alle Verirrungen der modernen Literatur haben ihren Grund in der Vermischung Menzelscher Willkührlichkeit mit den Gedanken, welche jener Anschauung angehören.

Neunter Brief.

Goethe. Poesie, klassische, romantische, künstlerische. Menzel gegen Goethe.

Die große Aufgabe der Gegenwart: zu begreifen, daß der Geist die Wahrheit der Natur und diese die Wirklichkeit des Geistes sei; ist, wie Sie, theure Freundin, wahrscheinlich schon ahnen, bereits durch die beiden größten Genien der Gegenwart gelöst worden, und hat bereits eine ausgebreitete Anerkennung gewonnen.

Goethe hat die Natur mit unsterblichem Auge angeschaut und sich selbst, den Geist in ihr erkannt, und so durch und durch vom Geiste verklärt, hat er sie in seinen ewigen Poesien dargestellt. Die Sünde ist es, welche den Geist aus der Natur austreibt und so statt der lebendigen reinen Natur die todte schmutzige Fleischlichkeit zurückbehält. Der Mensch, welcher immer nur in seinen Schatten blickt, weil sein schwächliches Auge die Sonne des

Geistes nicht verträgt, der darum nicht zur Heiterkeit des Daseins und zur Kraft der freien That kommt, der keine Freude genießen kann ohne kläglichen Jammer und Selbstpeinigung, die moralisirende schöne Seele, welche vor Bangigkeit um ihr selbsteigenes Heil die Schwindsucht des Geistes bekommt, — haßt die Natur, nur darum, weil ihm selbst der Geist in seiner Kraft fehlt, weil er eben deßhalb kein Ohr hat für den Geist, der aus der Natur zu ihm spricht, weil er fühlt, daß ihm alle Natur zur Fleischlichkeit wird. — Dieser Haß hat sich daher auch von vielen, von den scheinbar heterogensten Seiten gegen Goethe gerichtet, nämlich eben so sehr von den Dienern der entgeisteten Natur, der bloßen Sinnlichkeit, wie von den schönen moralisirenden Seelen, den Egoisten, welche in ihrer Winzigkeit vor der Majestät des Geistes, welcher Natur ist, zusammenschrecken.

Alle Kunst hat keine weitere und höhere Aufgabe als Darstellung vom Geiste verklärter Natur. Die Geschichte wie der Kunst jedes einzelnen Volkes, so auch der Kunst als Eigenthum des Men-

schengeschlechtes, nimmt diesen Einen Verlauf, daß Anfangs in naiver Weise die Einheit von Natur und Geist erfaßt, später die Welt der Kunst, der vergeisteten Natur, als ein Anderes gegen die wirkliche Natur, daher als eine nur eingebildete, aber dennoch bessere und höhere Welt festgehalten wird, und endlich dieser Unterschied, welcher das Gefühl eben sowohl der Ohnmacht des Geistes, wie der Nichtigkeit der Natur mit sich führt, in die befriedigte Einheit beider Welten ausgeht. Denselben Verlauf nimmt ferner so wie alle Kunst, so auch jede einzelne der verschiedenen Künste. Hier, meine werthe Freundin, bitte ich nur um die Erlaubniß, einen Augenblick bei der Poesie verweilen zu dürfen.

Sie wissen, wie viel über den Unterschied zwischen sogenannter klassischer und romantischer Poesie gesprochen worden, und Sie selbst werden diesen Unterschied tiefer gefühlt haben, als er jemals definirt worden. Nehmen wir den Homer als Muster der klassischen Literatur, so ist an ihm charakteristisch, daß seine Helden sich ganz so benehmen, ganz so sprechen, wie naturkräftige Männer wirk-

lich thun. Auch die Götter, welche im Gedicht vorkommen, verhalten sich nicht anders. Ares zeichnet sich im Kampfe vor den menschlichen Helden nur dadurch aus, daß er noch weit mächtiger die Feinde zusammenhaut, und verwundet so erschrecklich brüllt, wie wenn zehntausend Griechen zugleich ihre Lungen anstrengten. Diese Helden und Götter sind nicht übernatürlich, sie sind gewaltige Naturen. Daß in dieser Natur der Geist gefaßt ist, macht die homerischen Gesänge zu Poesie. Nun nehmen Sie dagegen ein Werk romantischer Poesie zur Hand. Sie hat ihren Höhepunkt in Schiller erreicht. Hier, sagt man, sind Ideale geschildert, d. h. z. B. Menschen, wie sie nicht wirklich sind, aber wie sie sein sollten, könnten, wenn ihnen nicht die Natürlichkeit anklebte. Auch das Teuflische ist so idealisirt, denn wieder ist es die dem Menschen anklebende Natürlichkeit, welche ihn nicht so zum eingefleischten Teufel werden läßt wie etwa Franz in den Räubern. Hier ist die Rede von einer höheren Wirklichkeit in der Poesie und von einer gemeinen in der Natur; aber da nicht geläugnet

werden kann, daß die letztere die wirkliche Wirklichkeit sei, so enthält diese Poesie nur schöne Träume der Phantasie. Der Ausdruck: Träume, paßt aber schlecht, denn grade dadurch hat der romantische Dichter vor dem klassischen den Vorzug, daß er besonnen ist, indem er aus seiner eigenen geistigen Gewißheit der gemeinen eine höhere Wirklichkeit entgegensetzt. Heine findet das Wesentliche der romantischen Poesie in der Allegorie, aber diese ist nur ein Beiläufiges. Da nämlich die Natur gemeine Wirklichkeit ist, so kann sie das Ideal des Dichters nicht fassen, nicht vollendet ausdrücken, sie wird daher nur angezogen als Vergleich, so daß das Ideale als vom Dichter erst in sie hineingetragen erscheint; das Natürliche erhält eine geistige Bedeutung, aber ist nicht selbst das, was es bedeutet.

Die moderne Poesie unterscheidet sich von der klassischen durch die Besonnenheit, von der romantischen dadurch, daß sie die Natur selbst als höchste Wirklichkeit begreift. So ist sie es, welche wissentlich ihren Begriff als Kunst erfüllt, und darum

bitte ich Sie, mein Fräulein, um Erlaubniß, dieselbe mit dem passendern Namen der künstlerischen Poesie bezeichnen zu dürfen. Dieselbe hat in ihrer Anfänglichkeit als Controverse gegen die romantische Poesie verschiedene Erscheinungen erzeugt, welche, wie fern sie auch von einander zu liegen scheinen, dennoch derselben Reformationsepoche der Poesie angehören und in dieselbe Hauptrichtung zusammenschlagen. Vor Allem ist des Humors zu erwähnen, von dem ich schon früher Einiges gesagt. Er ist die als gemeine Wirklichkeit verachtete Natur, welche sich der sogenannten höhern Wirklichkeit in den Weg wirft, aber ohne sich zu dieser völlig verklären zu können, und damit sich an ihre Stelle zu setzen. Aber auch das moderne Natursängerthum, welches sich namentlich als schwäbische Schule aufgethan hat, gehört hierher. Der Mangel dieser Richtung ist der, daß die ihr angehörigen Dichter ihre eigene mehr oder weniger verdorbene, — ich bediene mich dieses Wortes nicht im moralischen Sinne — Natürlichkeit, an die Stelle wahrer Natur setzen. Wo das Individuum in seiner eigenen Natürlich-

keit liebenswürdig ist, wo seine Gebrechen zum Theil Gebrechen einer großen Mehrheit der Zeitgenossen sind, da findet diese Poesie lautesten Beifall, wie dieß bei Uhland der Fall ist. Die Krankhaftigkeit des Individuums verdirbt aber diese Poesie bis ins Ekelhafte, wie bei Kerner. Auch Lenau gehört ganz hierher, obgleich er sich der schwäbischen Schule nicht zuzählt. Er singt seinen Schmerz höchst natürlich, aber dieser Schmerz selbst ist nicht Natur. Die erkrankte Natur des Dichters vermag nicht die in ewiger Gesundheit schwelgende Natur der Wirklichkeit zu erfassen.

Alle Genialität besteht in der Einheit von Geist und Natur, so daß nicht das eine in dem andern ein widerstrebendes Element hat. Beim Dichter bezeugt sich äußerlich die Genialität in der Beherrschung der Sprache, denn diese ist Verleiblichung des Gedankens. Daher findet beim wahren Dichter nicht ein Suchen der Worte statt, sondern Schaffen derselben. Der Geist des Volkes ist der Schöpfer der Sprache und dieser wird allseitig lebendig, allmächtig im Dichter. Die Poesie ist darum unmöglich ein Produkt

der Krankheit, sondern allein der Kraft und Fülle der Gesundheit.

Krankheit ist ja Abweichen vom Natürlichen, Seelenschmerz ist Krankheit des Einzelgeistes, darum kann ein ihm Dahingegebener nicht ein Dichter sein. Die Ueberwindung des Schmerzes, die Verklärung des Irdischen, das Herausstellen ewiger Heiterkeit im endlichen Leid, dieß ist die That des Dichters, also Offenbarung eines gesunden Geistes, der alles irdische Leid von sich streift.

Sie können, werthe Freundin, eine Menge von Beispielen meinen Abstractionen über das Wesen des Dichters entgegen halten. Es hat genug gequälte, schmerzenreiche Menschen gegeben, welche Dichter gewesen. Gewiß; aber nur in so weit sie das Leid überwunden, haben sie dichterischen Werth. Als Goethe noch im Wertherthum selbst drin saß, hat er seinen Werther nicht gedichtet, sondern erst nachdem er selbst von der Krankheit genesen. Es giebt Dichter, deren ganze Poesie ein Ringen ist zwischen der gesunden, geistigen und der kranken, irdischen Natur an ihnen, aber nur insofern jene

die überwindende, die diese verzehrende ist, sind sie Dichter. Dabei kann die Qual des Individuums, in welchem beide Naturen kämpfen, heraustreten. Die Poesie gleicht dann dem Lächeln, welches über die schmerzzerrissenen Züge des sterbenden Streiters schwebt, der für die beste Sache bis auf den Tod gekämpft. Sie werden dieses Lächeln, diese Heiterkeit der Poesie an dem großen Dichter finden, der alles Weh der Gegenwart auf sich genommen und bis zum Tode damit gerungen, denn dieß Lächeln ist es, welches ihn als wahren Dichter bekundet.

Das Höchste und wahrhaft Göttliche wird immer bleiben, wenn die irdische Natur so von der ewigen verklärt und diese so in jener zur äußern vollendeten Gestaltung gekommen ist, daß wir in den Werken des Dichters nur den aus dem Kampfe sich herausstellenden Sieg erblicken, also daß die Individualität des Dichters nicht selbst in diesen Kampf tritt, sondern in seliger Ruhe und Heiterkeit über demselben schwebt. Einen solchen Dichter besitzen wir in Goethe. Wie es aber jenem fließend Redenden und sicher Gehenden, im Lande der

Stotternden und Hinkenden erging (er wurde verhöhnt und verfolgt); — so hat sich auch gegen Goethe eine Partei geltend gemacht, die im Gefühl ihrer eigenen Krankhaftigkeit und Gebrechlichkeit die naturkräftige Gesundheit Goethes haßt. Es ist diese Anfeindung Goethes von jeher ohnmächtig gewesen, und erst noch vor Kurzem hat Heine, der seine Genialität in seiner Schamlosigkeit bekundet, offen ausgesprochen, daß sie bei ihm nur aus dem Gefühl der Ohnmacht gegen den Jupiter-Goethe entsprungen sei. Aber wenn ein Mann, wie W. Menzel, welcher von Deutschthuerei Profession macht, der Napoleon haßt, obschon dieser es ist, an dem sich das fast erloschene deutsche Leben wieder entzündete, — wenn ein solcher den größten Dichter Deutschlands und der Welt noch jetzt mit breitem Maule auszuschimpfen wagt, so ist es die Pflicht jedes wahren Deutschen, ihn, wo sich Gelegenheit bietet, zurecht zu weisen.

Wer möchte die Zeit nicht herrlich preisen, wo das erstorbene Deutschland aus dem Grabe, welches höhnend der übermüthige Imperator mit Füßen

trat, sich erhob, um dem Sieger einer Welt seine Kronen wieder zu entreissen. Die deutsche Jugend zog todesmuthig in den Kampf, und damit that sie, was ihre heiligste Pflicht war, und was auch die jetztlebende Jugend in ähnlichem Falle thun würde, wenn anders sie werth ist, daß deutscher Boden sie trägt und nährt. Jene heftige Reaction wäre aber niemals nöthig geworden, wäre Deutschland nicht vorher elend gewesen. Sie war die Krisis einer Krankheit. Wenn in jener Krisis Einige Fieberträume gehabt, über deren Nichtrealisirung sie jetzt seufzen, so ist daran nur ihre eigene Krankhaftigkeit schuld, und so natürlich und verzeihlich diese einst war, so widernatürlich und unverzeihlich ist sie in der Gegenwart, und es ist Zeit sie mit beizenden Mitteln zu heilen. Goethe hat an der Krankheit Deutschlands nicht Theil gehabt, darum auch nicht an der Krisis der Krankheit, so erfreulich und Heil bringend diese auch eben für die Kranken war. Menzel und alle seines Gleichen hassen den Napoleon noch, weil sie ihn noch nicht bezwungen; sie können die Gegenwart des Sieges nicht begrei-

fen, weil noch die Vergangenheit des Kampfes in ihnen sitzt. Der Sieger haßt weder, noch verachtet er einen Feind, der wahrhaft groß, ein Angelpunkt der Welt war und ist. Wir haben die Zukunft, die Napoleon der Welt gab, aufgenommen, aber wie solches einem freien und starken Volke geziemt, indem wir sie zu unserer eigenen That machten. Menzel und seines Gleichen hassen auch Alle, welche nach glücklicher Ueberwindung jener Krisis zur Gesundheit zurückgekehrt sind, am meisten aber den Mann, in dem fast allein der deutsche Geist eine Zeit lang seine Wohnung aufgeschlagen hatte, sich zurückziehend aus den kranken Gliedern. Jene Genüge und Befriedigung in Goethe, die ihn eben als größten Dichter bekundet, feindet Menzel an. Weiß er denn nicht, daß der Geist diese Genüge hat überall, wo er in seiner Fülle ist, und daß nur die Armuth und Krankhaftigkeit am Geiste jenes rastlose Sehnen und Ringen erzeugt, welches im Zustande der Krankheit freilich das einzige zu pflegende Kennzeichen des noch vorhandenen geistigen Lebens ist?

Menzel hat zu seiner eigenen höchsten Schmach den Namen Goethe gelästert. Wo nur etwas auftaucht, das sich an Goethe anschließt, glaubt er sich berufen, es zu begeifern. Die ganze Kritik der großartigen Erscheinung Bettinas besteht in einer gemeinen Verdächtigung der Gemeinheit. Selbst Uhland wird von ihm getadelt, weil er die Größe Goethes mit unsterblichen Worten feiert. Vergleichen Sie Uhlands und Menzels Worte, wie Menzel selbst sie zusammengestellt, um den Unterschied eines edlen Geistes und eines unedlen aufs Lebendigste zu fühlen. In der „Münstersage" singt Uhland, wie Goethe den Straßburger Münster hinaufgestiegen sei, um oben seinen Namen einzumeißeln:

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf,
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären
Was unvollendet war.

„Hat der alte Bau wirklich gezittert und in sich gegährt, wohlan, so war es nur, um sich des Brandmahls zu erwehren, das Goethe ihm aufgedrückt, und darum hat auch wohl unlängst der Himmel seinen Blitz in den alten Münster geschleudert, diesen unheiligen Namen wieder wegzutilgen."

Ich mag nicht weiter schreiben, meine Hand zittert, sie möchte lieber zuschlagen. Ich schweige, um nicht durch Scheltworte die Achtung zu verletzen, die ich Ihnen, mein Fräulein, schuldig bin.

Zehnter Brief.

Faust. Menzel. Schluß.

Sie kennen, theure Freundin, das herrlichste Gedicht des größten Dichters; sie kennen Goethes Faust. Dieses unsterbliche Werk wird der neuen Welt dasselbe sein, was den Griechen ihr Homer. Ich werde in diesen Briefen so oft auf dieß Gedicht zurückkommen, daß ich hier nur einige Bemerkungen in Bezug auf dasselbe machen will, welche dienen sollen, um mit Menzel abzuschließen.

Faust ist der Mensch, in dem die ursprüngliche Einigung von Geist und Natur in Zerwürfniß gekommen, nun gelüstet ihm bald Geist ohne Leib, bald Leib ohne Geist zu sein:

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust.

In solcher Forderung liegt schon die Trennung ausgesprochen. Sie treibt ihn zur Verzweiflung

zum Tode. Da rettet ihn Erinnerung gläubiger Kindheit, —

Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.

Wie der wahre Himmel ihn wieder hat, so auch die Erde; die Trennung brachte den Tod, die Einigung das Leben. Doch die Spaltung in Faust war durch jene Erinnerung, weil sie nicht der Glaube selbst war, nicht gehoben, nur für den Augenblick verhüllt worden.

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Faust schließt einen Bund mit dem Geiste, der stets verneint, dessen Element die Zerstörung ist. In diesem Bunde sucht er den Genuß seiner Gelüste. Und doch weiß er schon im Voraus, daß diesen Genüssen Wahrheit und Wirklichkeit fehlt, und darum Befriedigung, so kann er leicht die Wette eingehn:

Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn.

Ich sagte Ihnen aber früher, Leib ohne Geist sei Fleisch, Geist ohne Leib Seele, und beide wären dem Tod und der Sünde verfallen. Diese beiden Seiten der Trennung sind es, welche in den beiden Theilen des Faust dargestellt sind, wie sie in das Verderben, in das Nichts versinken. Rastlos ringt Faust nach Einigung, aber er muß erst alle Täuschungen erfahren, eh er zur Wahrheit und Wirklichkeit zurückkehrt. Mephisto, dessen Streben es ist, den Geist durch die Fleischlichkeit zu Grunde zu richten, lebt im ersten Theile in seinem eigensten Elemente. In Gretchen ist die unmittelbare Einheit von Geist und Natur dargestellt. Sie weiß das Böse nicht, aber sie ahnt es, wie es in ihre Nähe tritt. Vergebens bemüht sich der Teufel, in ihr den Zwiespalt zu erregen. Nur zum Theil, zum Schein, gelingt es ihm; in der Liebe giebt Gretchen sich selbst auf, nimmt des Geliebten, Fausts, zerworfenes

Wesen in sich auf. Das Kind dieser Liebe ist todt. Da sitzt das arme Mädchen im Kerker, wahnsinnig, denn diese Welt der Sünde in ihr ist nicht sie selbst, es ist ein Fremdes, durch die Gewalt der sündigen Liebe in sie gelegtes, — Faust kommt, sie zu befreien, — eine andere Freiheit ist ihr gleichsam geboten: Rückkehr zu sich selbst, — sie schwankt, ringt; da erblickt sie den Bösen, den Gesellen Fausts, sie erkennt ihn, ihr graut nun auch vor dem Geliebten; mit dem Aufgeben des Geliebten hat sie die Sünde aufgegeben, ihr Ende ist die wahre Befreiung, Aufhebung des Zwiespaltes, der sie zerrissen, — sie ist gerettet! Goethe hat sich wohl gehütet zu schreiben: sie stirbt, denn vielmehr lebt sie, und nur Faust bleibt dem Tode verfallen.

Der zweite Theil beginnt: Faust will zur Sonne den Blick erheben, aber sie blendet ihn, so „bleibe sie im Rücken"; damit hat er sich noch einmal für die Täuschung entschieden: „im farbigen Abglanz haben wir das Leben." So will er nun an diesem Abglanz des Geistes, an einem Scheine, festhalten. Wie in der Walpurgisnacht des ersten

Theiles das Fleisch in seiner völligsten Geistentblößung den leeren Schein des Daseins feiert, so ist der Mittelpunkt des zweiten Theiles das eben so leere Reich der leiblosen Seelenhaftigkeit. Hier wird der fleischliche Teufel selbst zum Spott, hier entschwindet ihm Alles unter den Händen, wonach er in derber Liebelust greift. Wie bedeutungvoll, daß Griechenland neu werden muß, um den Geist zu bezeichnen, der es unternimmt, ohne die Natur zu sein. Diese Neuwerdung Griechenlands ist nicht eine Willkür des Dichters, sie ist unter uns geschehen. So haben wir in der klassischen Walpurgisnacht die Schönheit gesucht, und unser Mephistophelisches ist so verhöhnt worden. Faust erlangt durch die Kraft der Liebe die Schönheit; Helena bleibt nicht ein phantastisch leeres Gebilde, „das ewig Schöne ist das ewig Wirkliche." Wie Gretchen zu Geist verklärte Natur, so ist Helena verleiblichter Geist. Der Sproß dieser Liebe wie schön, wie treffend ist er gezeichnet: Er ist der Ikarus, der den Himmel mit gemachten, mit nicht gewachsenen, Fittigen erstürmen will und dem Tode verfällt: —

So entzweitest Du gewaltsam
Dich mit Sitte und Gesetz,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang Dir nicht.

Damit ist aber auch Helenas Dasein (diese bessere Wirklichkeit der Poesie) für Faust entschwunden:

Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band.

Die Göttin ist verloren, aber ihr Gewand, das Gewand der Schönheit, trägt Faust über das Gemeine hin, „so lang er dauern kann." Und Faust sinkt nicht in die Gemeinheit zurück; das Gewand der Schönheit zerfließt ihm nicht in eitel Nichts, es bleibt sein Morgenroth: das Beste seines Innern zieht es mit sich fort. So begegnet Faust dem Mephisto und spricht seine Umwandlung gegen ihn aus: „Genießen macht gemein." Faust wird noch einmal von Mephisto in den Irrthum verlockt, aber in den letzten: Vergangene Tüchtigkeit wieder herzustellen. Höllenkünste werden angewendet. Noch einmal muß Faust erfahren, daß aus der Willkür das Verderben folgt. Die Sorge will sich ihm nahen, er kommt zur Besinnung. Die Sorge macht

ihn erblinden, aber in seinem Innern geht die Sonne der Wahrheit auf, vor dem Tage in sich bemerkt er die Nacht um sich nicht.

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Er hat die Magie von sich entfernt; als die Sorge kam hat er sich des Zauberspruchs enthalten; ihm ist gelungen, wonach er sich eben noch sehnte:

Stünd ich Natur, vor dir ein Mann allein
Da wärs der Mühe werth, ein Mensch zu sein.

Die Thätigkeit, selig im Schaffen aus eigener Kraft,

Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn —

dieß ist das lang Gesuchte. Zum erstenmal befriedigt und entzückt ruft er:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

Und damit sinkt er zurück. Mephisto meint seine Wette gewonnen, aber er hat sie verloren. Der Betrüger betrügt sich selbst; Faust hat nicht in einem Genusse Befriedigung gefunden, den ihm Mephisto bereitet; in sich selbst, in der Einigung von Natur und Geist hat er den Frieden gefunden, in

der Rastlosigkeit der That die einzig wahre Seligkeit. Die That ist nichts anderes, als die Einigung von Geist und Natur, als die Wahrheit, welche sich Wirklichkeit giebt.

Gott hat wahr geredet vom Anfang:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Mit dem Bewußtsein hat Faust den rechten Weg gefunden, und durch die ganze Tragödie hat er nur gerungen in die Hohlheit und Leerheit die Erfüllung zu bringen, so hat er selbst rastlos fortgerungen nach dem Ziele, welches die Wahrheit ist. Und so macht ihn dieß Ziel, nach dem er gestrebt, gerecht, der Gnade theilhaft, die ihn aus der Hand des Bösen rettet. So ist es zuletzt die Liebe des Himmels, welche die Herrschaft des Bösen besiegt. Wie die Himmlischen nahen, so wandelt selbst dem Teufel die Liebe an, er giebt sich selbst auf und seinen Raub. So lange wir in der Endlichkeit sind, weilen wir im Scheine, aber die Endlichkeit ist ein Gleichniß der Ewigkeit, diese ihre Wirklichkeit,

darum verklärt sich das Endliche zum Ewigen. Von Natur ein Mensch, der heute lebt und morgen dahinsinkt, liegt das Unsterbliche in mir; ich bin nicht leerer Schein, sondern Erscheinung des Wirklichen, des Ewigen, des Geistes. Solches ist die ewige Vermählung von Natur und Geist, aus dem Geiste geboren finden wir in ihm unsre ewige Heimath.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wirds Ereigniß;
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Hier, meine Freundin, möcht ich diese erste Sendung meiner Briefe an Sie schließen, aber es ist noch ein wenig Erfreuliches abzuthun. Da das eben vor Ihnen in schwachen Umrissen entfaltete Gedicht die Arbeit des Menschengeschlechts wie des einzelnen Menschen bis zur Blüthe der Gegenwart

darstellt, so mußte es Menzel nothwendig genau ebenso mißverstehen, wie er die Geschichte selbst mißverstanden hat. Und so ist es. Wie er in der Geschichte nur ein vergebliches, thörichtes Ringen des Menschen nach einem gottseligen Zustande erblickt, das immer dem Verderben verfällt, so sieht er im Faust ein nur „Negatives," eine „Parodi aller Bestrebungen menschlicher Freiheit seit dem Anbeginn der Welt, die größte und beste Satyre, die jemals auf die Menschen gemacht worden ist. Man sollte meinen, der Erdgeist selbst habe dieses Gedicht sich zur Lust und den nach Höhern strebenden Menschen zum Hohne gedichtet." Vielleicht erscheint es Ihnen räthselhaft, warum nun Menzel, da ja seine eigene Weltanschauung im Faust seiner Meinung nach niedergelegt ist, nicht dieses Gedicht als die Krone aller Poesie anerkenne. Aber es ist nach Menzel die wahre Poesie überhaupt nicht eine Darstellung des Wirklichen, sondern des Unwirklichen, welches er für das viel Vortrefflichere hält. Die Wahrheit, welche Menzel in dem Faust ahnt, ist es, die ihn anwidert. Er ahnt sie aber nur;

er ist eben so weit entfernt, die Wahrheit des Gedichts, wie die Wahrheit der Geschichte zu wissen. Der Menzelsche Geist der Geschichte ist ein scheußliches Gespenst, welches er beschworen, vor dem er selbst sich fürchtet, überall wo er glaubt, daß es ihm begegne, und das er haßt.

Niemand ist tiefer in jenem Widerspruche zwischen Natur und Geist befangen, als Wolfgang Menzel, darum ist er blind für ihre Einheit. Die Willkür ist das Element, in dem er sich bewegt, und sie schmückt er mit dem Namen der Freiheit. Aber dadurch unterscheidet sich die wahre Freiheit von dieser falschen, daß jene selig, diese elend macht. Das Elend, welches Menzel fühlt, hat ihn gebissig gemacht. Um nur zu einem Schein von Bestimmtheit zu gelangen, hat er sich aus dem Unverträglichsten einen Charakter zusammengestoppelt, an dem er mit aller Kraft seiner Seele sich festklammert. Dieses starre Festhalten, in dem alle wahre Freiheit der Genialität aufgegeben ist, macht ihn uns lächerlich, wenn es nicht wehmüthig stimmt. Seine Deutschthuerei, sein Haß gegen Goethe, Hegel, Na-

poleon und Schriftstellerinnen gehört hierher. Dieselbe Festigkeit giebt ihm aber auch eine vielfach imponirende Würde. In der Gegenwart giebt es so viele schwankende, hin und her fahrende Kinder, die noch was werden sollen, aber nichts sind, daß der Anblick eines fertigen Mannes immer wohlthut. Das riesenstarke Festhalten am Glauben, an Staat und Volk, an der Sitte, dem sich der Einzelne freudigen Muthes zum Opfer brachte, ist verschwunden; dagegen hält Menzel eben so hartnäckig an selbstgeschaffenen Irrthümern fest. Die Eitelkeit giebt der Seele dieselbe Kraft, wie die Begeistrung dem Geiste.

Von Menzels originellen poetischen und historischen Schöpfungen habe ich nichts zu sagen; ich wollte von ihm nur sprechen, inwiefern er von Bedeutung ist.

Leben Sie wohl, meine Freundin, und entnehmen Sie aus diesen Briefen den besten Willen. Wenn Sie Sich bei der Lectüre derselben nicht langweilten, folgt bald eine neue Sendung. Hab ich zuweilen mehr gestammelt als gesprochen, so war

es doch von einem würdigen Gegenstande, und die Fülle Ihres ahnungvollen Geistes wird ergänzen, was ich nur zur Hälfte an das Licht des Bewußtseins zu bringen vermochte. Erinnern Sie Sich freundlich Ihres ꝛc.

Verbesserungen.

S. 19 Z. 2 v. o. für Lake lies Lache.
= 43 = 10 u. 11 v. o. für höchster lies höchsten.
= 44 = 3 u. 4 v. u. für Herroen lies Heroen.
= 88 = 6 v. o. für aber lies abermals.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marbach, Gotthard Oswald,

Ueber moderne Literatur in Briefen an eine Dame

Bd.: 1

Leipzig 1836

H.lit.p. 236 e-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10733762-0